



# Von der Freude am Querdenken

**Tischreden eines festlichen Abends  
für Professor Dr. Matthias Kroeger  
anlässlich seines 80. Geburtstages**

**Hamburg am 20. November 2015**



## Inhaltsverzeichnis

Einleitung	Seite 3
Prof. Dr. Peter Cornehl Propädeutikum, KONTAKTE und der „Ruck“	Seite 4
Prof. Dr. Inge Mager „Ich will dir folgen wo du hingehst“ Ein Lied aus dem Baltikum	Seite 11
Dr. Kay-Ulrich Bronk Den Kurs um zwei drei Grad verändern	Seite 15
Dr. Friedrich Brandi „Wenn das Matthias Kroeger hören würde“ Eine neue Sprache – finden	Seite 20
Dr. Arnd Heling und Prof. Dr. Ulrike Suhr Grußworte	Seite 23
Prof. Dr. Hans-Jürgen Benedict Jenseitstrost und Sterbekunst Zur Literatur-Geschichte der Wiedersehenshoffnung	Seite 26



## Einleitung

Freundinnen und Freunde, Weggefährten, Kolleginnen und Kollegen, Schülerinnen und Schüler haben anlässlich seines 80. Geburtstages Prof. Dr. Matthias Kroeger im Rahmen eines festlichen Symposiums der Evangelischen Akademie der Nordkirche für sein Wirken als Theologe und Lehrer gedankt.

Einige aus dem oben genannten Kreis kamen zu Wort, andere haben ein schriftliches Grußwort beigesteuert oder – in einem Fall - einen Aufsatz, der dem Jubilar gewidmet ist. Alle Beiträge werden in diesem Reader dokumentiert.

Matthias Kroegers theologische Arbeit ist eine konsequente Auseinandersetzung mit dem unübersteigbaren Faktum, dass alle Theologie einem geschichtlichen Wandel unterworfen ist, und der Frage nach ihrer Relevanz in einer Zeit, die von zunehmender Säkularisierung geprägt ist, von der Betonung der Autonomie jedes Menschen - auch und gerade in religiösen Angelegenheiten – und von einer spirituellen Sehnsucht, die ihre Erfüllung meistens diesseits der Kirche sucht. Die damit einhergehenden „religiösen Umbrüche der Welt“ – so ein Wort aus dem Titel seines Hauptwerkes – werden theologisch ernst genommen und als eine berechtigte theologische Entwicklung gewürdigt, der sich die theologische Wissenschaft und die Kirche - um ihrer Glaubwürdigkeit willen - zu stellen hätten. Dabei kommt Matthias Kroeger zu ebenso bedenkenswerten wie herausfordernden Einsichten, die den überkommenen Traditionen theologischen Denkens zwar ein immer noch gültiges Recht einräumen, sie aber weiterentwickeln, verändern oder über sie hinausgehen.

Davon haben nicht nur Schülerinnen und Schüler, sondern auch Kolleginnen und Kollegen profitiert. In Anlehnung und in Abgrenzung zu Matthias Kroegers Analysen und Thesen sind sie herausgefordert, das eigene Denken zu vertiefen oder neu zu justieren. In jedem Fall ist die eigene theologische Arbeit durch das Werk von Matthias Kroeger zu einer wachen Zeitgenossenschaft provoziert, die die heutigen Menschen nicht nur versteht, sondern auch – wenn es denn gut geht – erreicht.

Die hier dokumentierten Dankesworte sind indessen persönlicher gehalten. Die Theologie Matthias Kroegers ist ihr stets gegenwärtiger Hintergrund. Im Vordergrund stehen jedoch Freundschaft, Kollegialität und dankbare Schülerschaft.

Dr. Kay-Ulrich Bronk

PD. Dr. Jörg Herrmann

Dr. Rüdiger Sachau

Niebüll

Hamburg

Berlin



## Propädeutikum, KONTAKTE und der „Ruck“

**Peter Cornehl**

Liebe Gäste, liebe Freunde, lieber Matthias!

Ich finde es sehr schön, dass dieser Abend zustande gekommen ist, dank der Initiative von Kay und Rüdiger und mit der Unterstützung durch Jörg Herrmann und die Akademie. Schön ist auch die Form: ein Symposium im ursprünglichen Sinn, ein festliches Abendessen unter Freunden mit Gesprächen und Tischreden: Menü- und Themenzentrierte Interaktion! Nun soll ich also als erster beginnen.

Drei Themenkreise stehen mir vor Augen, wenn ich an Dich denke, Matthias: einmal unsere gemeinsamen Anfänge im Hamburger Fachbereich, sodann Dein Engagement für die noch lebenden jüdischen Opfer von Krieg und Terror in Osteuropa, schließlich die theologischen Transformationen, zu denen Du uns in den letzten Jahren herausgefordert hast. Abgekürzt zu drei Stichworten: Propädeutikum, KONTAKTE, „Ruck“.

I.

Ich denke zunächst zurück an unsere Anfänge am Fachbereich in Hamburg. Wir haben ja einige Dinge zusammen gemacht. Zum Beispiel im Sommersemester 1980 eine gemeinsame Vorlesung mit dem ambitiösen Titel *„Die geistige und religiöse Situation unserer Zeit – Ansätze zur Orientierung“*. In Anknüpfung an gleichnamige Versuche etwa von Paul Tillich Anfang der dreißiger Jahre. Ich habe neulich meine Aufzeichnungen noch einmal angesehen und gedacht: Was war das für ein Himmelfahrtskommando! Wir haben uns ganz schön übernommen damit! Doch Du hast gelacht und gemeint: Es war doch mutig und gut!

Vor allem aber denke ich an das *„Propädeutikum“*, das Projekt, das uns und viele andere in den siebziger Jahren in Atem gehalten und begeistert hat: der Entwurf einer *neuen Eingangsphase ins Theologiestudium*. Wir, eine Gruppe von damals jungen Assistenten und Dozenten, haben das Propädeutikum 1971 im Studienreformausschuss gemeinsam entworfen und dann etliche Jahre durchgeführt - bis es irgendwann so zusammengestrichen und verändert wurde, dass man sagen muss: Es ist als Gesamtunternehmen an den harten universitären Realitäten gescheitert und erwies sich auf die Dauer als undurchführbar (heute gibt es nur noch Reste). Doch der propädeutische Geist lebt weiter! Und sei es als Mythos. Initiatoren waren neben uns beiden Peter Genkel, Eckhard Rau, Rainer Röhrich, Burghart Schmidt und Tim Schramm (das Konzept ist abgedruckt und erläutert in: *Theologia Practica* 7, 1072, 151-158). Drei sind hier: Matthias, Tim und ich. Eckhard, unser langjähriger Koordi-



nator, ist leider verstorben. Andere sind aus Hamburg weggezogen oder die Verbindung ist abgerissen. Aber eine ganze Reihe Propädeuten der ersten Jahrgänge sind hier, mittlerweile gestandene Kirchenleute, Pastorinnen und Pastoren, Pröpste, Professorinnen, so viele, dass ich sie jetzt nicht namentlich erwähne. Seid willkommen an diesem Abend, bei dem wir auch etwas Rückschau halten und der dennoch kein Klassentreffen ist!

Worum ging es? Wir haben bewusst nicht versucht, abstrakt ein neues Curriculum für Theologiestudium als Ganzes zu basteln, sondern wollten an einer Stelle konkret werden. Und wir waren überzeugt: Studienreformen entscheiden sich am Anfang. Dort, am Anfang werden die Weichen für das Ganze gestellt. Deshalb die *Reform der Studieneingangsphase*. Ziel war, die traditionelle Reihenfolge der Fächer zu durchbrechen: Nicht zuerst Exegese, Kirchengeschichte, danach Systematische und am Ende ein bisschen Praktische Theologie. Unser Gegenentwurf war gegenwartsorientiert. Das „*Theologische Propädeutikum*“ bestand aus einem Bündel zusammenhängender Lehrveranstaltungen und erstreckte sich über zwei Semester, unter Einschluss der Ferien.

Zum Programm gehörten zwei Orientierungsvorlesungen: „*Theologische Positionen der Gegenwart*“, eine Einführung in die gegenwärtige systematisch-theologische Debatte, und „*Jüngste Christentumsgeschichte*“, mit einer besonderen Blickerweiterung in Richtung Ökumene und Dritte Welt, dazu zwei Lektürekurse, und zwar betont „Nichttheologische Texte zum Verständnis der Gegenwart“, einmal mit einem soziologischen, einmal mit einem psychologischen Schwerpunkt; ferner zwei „*Theologische Übungen*“. TÜ I: „*Wozu Glaube und Religion?*“, ein eher subjektiver Austausch über Motivationen zu und Erwartungen an das Studium, sowie TÜ II: „*Wozu Theologie?*“ Ein stärker systematisch-fachlicher Zugang zu grundlegenden Fragen gegenwärtiger Theologie. Das Scharnier bildete zwischen dem ersten und zweiten Semester ein mehrwöchiges Kirchenpraktikum: „*Arbeitsfelder kirchlicher Praxis*“, mit einem Einführungswochenende, mit einer vierwöchigen Hospitationsphase in verschiedenen Gemeinden bzw. gesamtkirchlichen Ämtern und einer Übung, wo die schriftlichen Berichte aus dem Praktikum besprochen und ausgewertet wurden. Ein kompaktes Programm, mit reichlich Stoff!

Wichtiger als der Plan war „*der propädeutische Geist*“, der Stil, der die Veranstaltungen prägte. Unsere Theoriemutter war *Ruth Cohn* und ihre „Themenzentrierte Interaktion“ (TZI), personal vermittelt durch Matthias und Tim. Es ging um lebendiges Lernen, um einen Prozess, in dem die Themen ebenso im Mittelpunkt standen wie die Beteiligung der Einzelnen und die Dynamik der Gruppe.

Die TZI war ein einfaches, fast schlichtes Theoriemodell, das aber gerade so praktikabel und für alle Beteiligten bedeutsam war und – das war unsere Hoffnung – auf diese Weise das ganze Studium verändern würde. Das ist natürlich nur sehr teilweise gelungen. Das



Propädeutikum stand von Anfang an unter kritischer Beobachtung. War es nicht zu subjektiv? Bestand nicht die Gefahr zu großer kumpelhafter Nähe zu den Studierenden? Kamen nicht wissenschaftliche Objektivität und methodische Distanz zu kurz? Ob es uns gelungen ist, das eine mit dem anderen zu verbinden, ist schwer zu sagen. Wir haben es versucht. Leider gibt es bis heute keine seriöse wissenschaftliche Auswertung des Propädeutikums, obwohl Material genug vorhanden ist (angefangen vom Bericht „Erste Erfahrungen mit dem Hamburger Modell“ in ThP 8, 1973, 101-123, der allerdings sehr, ich denke allzu selbstkritisch ausgefallen ist; vgl. außerdem das Themenheft aus dem Kreis der Propädeutikumsdozenten, das wir in der Zeitschrift „Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft“ 64, 1975/9 gestaltet und unserem Kollegen Hans-Rudolf Müller-Schwefe zum 65. Geburtstag gewidmet haben) und auch noch viele Zeitzeugen Auskunft geben könnten. Ich denke, es lohnt sich, immer noch!

Der propädeutische Geist zeigte sich vielleicht am schönsten auf den gemeinsamen *Freizeiten*, besonders beim Anfangswochenende. Unsere Herbergen waren oft abenteuerlich: das Heim der Schreiberjugend in Sprötze bei Buchholz am Brunsberg oder die zauberhafte Bruchbude in Bahlburg. Beides ziemlich primitiv, aber urgemütlich. Da war dann richtig was los. Wir haben hart gearbeitet und bis tief in die Nächte hinein gefeiert, vor allem viel gesungen. Es gab ja unter den Propädeuten einige tolle Gitarristen, die mit uns rauf und runter die Songs aus den linken Liederheften von „Student für Europa“ („Liederkorb“, „Liederkiste“ usw.) sangen: Bob Dylan, die Beatles, Pete Seeger, Biermann, Degenhardt, Spirituals, Protestsongs, internationale Folklore, die damals aktuellen geistlichen und die politischen Hits, mit den vollständigen Texten und den richtigen Griffen. Unvergesslich! Zu diesen Wochenenden gehörten außerdem improvisierte Gottesdienste, mit biblischen Lesungen, kurzen Auslegungen, Erzählungen, mit viel Stille und offenen Fürbitten.

Nun, Matthias, zu Deiner Rolle: Du warst einer von uns - und doch der geheime Kopf des Propädeutikums. Du hattest nicht nur den besten interdisziplinären Überblick, hattest Luther und Marx, C.G.Jung und Gogarten und vieles andere drauf. Du hast auch die weitesten theologischen Perspektiven entwickelt, selber theologische immer in Bewegung und auf der Suche (dafür ist Dein Aufsatz „*Schmerz der Gestaltlosigkeit*“ im erwähnten Heft der WPKG 402-419 ein eindrucksvolles Zeugnis). Und natürlich warst Du der Erfahrenste in der Gruppenarbeit, sozusagen die TZI in Person. Damit hast Du das Propädeutikum entscheidend geprägt!

Noch etwas gehörte dazu: die *Zusammenarbeit* unter uns Dozenten (wir waren tatsächlich nur Männer, Frauen gab es anfangs noch nicht im Lehrkörper – heute unvorstellbar! -, während der Anteil der Studentinnen schon fast 50% betrug). Ja, die Zusammenarbeit! Ich habe nie wieder eine so fruchtbare, intensive Kooperation unter Kollegen erlebt! Wir haben uns regelmäßig vor dem Semester getroffen, für mehrere Tage, immer wieder im Wald bei uns in



Sprötze, haben dort die Veranstaltungen durchgesprochen, die Verantwortlichkeiten festgelegt, die theologischen Themen und die Großwetterlage erörtert – und uns selbst mit unseren eigenen Anliegen, Fragen, Suchbewegungen „eingebracht“ (wie es im Jargon hieß). Es gab heftige Auseinandersetzungen. Oft hat es gekracht. Wir haben uns nichts geschenkt! Das Propädeutikum war auch für uns intensivste Selbsterfahrung am theologischen Thema. Darüber sind wir zu Freunden geworden.

Übrigens: Nicht alle unsere Kollegen haben sich dem ausgesetzt, einige, die wir gern mit dabei gehabt hätten, haben sich verweigert oder wieder zurückgezogen. Das mussten wir akzeptieren. Das Propädeutikum als Prozess war anstrengend - und wundervoll! Danke, Matthias, dass Du unser Chairman warst!

Im Rückblick kann man nur sagen: Was für eine Idylle – diese Zeit der siebziger Jahre, lange vor der „Wende“, lange vor „Bologna“ – und das trotz aller politischen Krisen, Einbrüche, Umbrüche, die es auch damals gab!

## II.

Ich mache einen Sprung in die Gegenwart. Heute vor einer Woche waren die verheerenden Anschläge in Paris. Urplötzlich ist der Terror des IS erneut Thema Nr.1. Zusammen mit den hunderttausenden Flüchtlingen, die aus ihrer Heimat vor Krieg, Zerstörung und Perspektivlosigkeit fliehen und nach Europa, nach Deutschland kommen, sind das riesenhafte Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert sind.

Doch nicht darauf will ich jetzt unser Augenmerk lenken, vielmehr auf ein Hilfsprojekt, das Du, Matthias, unterstützt und das Du uns nahegelegt hast. Der Name: „KONTAKTE - KONTAKY“. Das Ziel ist, noch lebende jüdische Menschen, Überlebende aus Ghettos und verbrannten Dörfern, in Osteuropa finanziell zu unterstützen. KONTAKTE kümmert sich um diese letzten noch lebenden, inzwischen sehr alten, oft kranken Menschen, die dem Grauen entkommen sind und jetzt meist ohne irgendeine staatliche Unterstützung in unvorstellbarer Armut und Not existieren und auf Hilfe von außen angewiesen sind. Man nennt die Gebiete in Weißrussland, Polen, Russland und der Ukraine die „Bloodlands“ (T.Snyder), es sind weite Gebiete, in denen, oft seit langer Zeit, jede stabile politische Ordnung zerfallen ist, wo Diktatur, Gewalt, Rechtlosigkeit, Armut, Hunger den Alltag vieler Menschen bestimmen. Du bist selbst dorthin gefahren, hast die Betroffenen besucht, hier gesammelte Spenden rübergebracht und in mehreren Rundbriefen davon berichtet. Es ist erschütternd, das zu lesen.

Wie kommst Du dazu? Dein Engagement hat viel zu tun mit deutscher Schuld. Und das nicht nur allgemein, sondern in der eigenen Familie. Denn Dein Vater war direkt beteiligt an den Verbrechen, die von den Einsatzgruppen der SS in eben diesem Raum verübt worden sind. Ich hatte davon schon früher einiges mitgekriegt, habe aber erst auf der Rückfahrt von der



Feier Deines 80. Geburtstages im Auto die Aufnahme des Vortrags gehört, in dem Du unlängst vor der baltischen Landsmannschaft davon berichtet hast. Das hat mich tief berührt. Du hast dort erzählt, welche entscheidende Rolle Dein Vater als Führer der baltendeutschen Nazis 1939 bei der Rettung der Baltendeutschen vor den Folgen des Hitler-Stalin-Paktes gespielt hat, aber auch, wie er nach der Okkupation Polens und später, nach dem Überfall auf die Sowjetunion, in den besetzten Gebieten aktiv an Massakern der SS beteiligt war. Ein hochambivalentes familiäres Erbe! Du hast Dich in diesem Vortrag bemüht, die Hintergründe seiner Einstellung zu benennen, die eigenen Traumatisierungen durch vorausgegangene Erfahrungen von Terror im Bürgerkrieg zwischen Weißen und Roten nach 1919. Man spürt Dein Bemühen, dem Vater irgendwie gerecht zu werden, ohne das Geschehene zu entschuldigen. Ich habe erst da begriffen (etwas begriffen), unter welchem inneren Druck Du jahrelang gestanden hast, wie unendlich schwer es war, sich diesem Familienerbe zu stellen, sich da heraus zu lösen, Theologie zu studieren und sich zur SPD Willy Brandts und seiner Ostpolitik zu bekennen – immer begleitet von dem Vorwurf des Verrats!

Die dunklen Schatten vergangener Schuld verfolgen uns Deutsche bis heute. Das wird angesichts der Dramatik der aktuellen Ereignisse oft vergessen und sollte doch nicht vergessen werden. Wir haben die Möglichkeit, hier, zumindest ein wenig, zu helfen. (Kontaktadresse: Eberhard Radczuweit, Verein KONTAKTE, Feurigstr.68, 10827 Berlin, E-Mail. [info@kontakte-kontakty.de](mailto:info@kontakte-kontakty.de), Konto: IBAN: DE48 100900 00 306 55 99 006, BIC: BEVODEBB). Ich denke, das zu unterstützen, ist eine bescheidene Form später Wiedergutmachung dessen, was Deutsche dort angerichtet haben. Daran zu erinnern, ist in dieser Woche zwischen Volkstrauertag, Bußtag und Totensonntag angemessen.

### III.

Damit bin ich schließlich bei dem Dritten, was ich sagen möchte. Als wir Dich 1998 aus der Uni verabschiedet haben, hattest Du gerade ein Gogartenbuch (1.Band) geschrieben. Damit habe ich mich in einer „kollegialen Würdigung“ (wie der Auftrag lautete) befasst. Ein Jahr zuvor 1997 hattest Du eine Streitschrift mit dem Titel: *„Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche“* veröffentlicht. Das war sozusagen die Ouvertüre zu dem Buch, das dann 2004 unter dem Titel: *„Im religiösen Umbruch der Welt: Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche“* (3.Aufl. 2011) erschien. „Der Ruck“ ist 420 Seiten stark, hat fast 60 Seiten Anmerkungen (kleingedruckt) und ist Dein theologisches Hauptwerk geworden. Es ist eine umfassende Abrechnung mit der theologischen Tradition, mit dem Theismus, mit der klassischen Christologie, mit der dogmatischen Erlösungslehre, mit dem ganzen metaphysischen System, das dahinter steckt. Das Christentum muss – das ist Deine Forderung - auf ein neues theologisches „Plateau“ freier Religiosität gehoben werden, um im „religiösen Umbruch der Welt“ bestehen zu können. Eine mit erheblicher Verve vorgetragene Provokation!





Darauf kann und will ich jetzt nicht im Einzelnen eingehen. Wir sind ja hier keine Akademie-  
tagung, sondern ‚nur‘ eine festliche Mahlgemeinschaft unter Freunden! Doch einen Punkt  
will ich ansprechen, weil der das Thema Deines Vortrags über Bonhoeffers späte Theologie  
war, den Du im März 2015 vor dem Dietrich-Bonhoeffer-Verein gehalten hast (nachzulesen  
in: Verantwortung. Zeitschrift des Dietrich-Bonhoeffer-Vereins 29, 2015, 21-32). Bonhoeffers  
These, die er im Gespräch mit dem Freund Eberhard Bethge skizziert hat, wie wir sie aus  
„Widerstand und Ergebung kennen, war bekanntlich, dass wir einer gänzlich religionslosen  
Zeit entgegen gehen („die Menschen können einfach nicht mehr religiös sein“) und dass die  
Kirche dieser Herausforderung nur mit einer „nichtreligiösen Interpretation“ des Christentums  
gerecht werden kann. Soweit, so bekannt.

Doch nun der auffällige und auch irritierende Sachverhalt: Derselbe Bonhoeffer, dessen  
Denken auf eine grundlegende Transformation der traditionellen Glaubenslehre zielt und  
dem Du darin inhaltlich völlig Recht gibst, derselbe Bonhoeffer hat uns in seinen letzten  
Zeugnissen aus dem Gefängnis Texte hinterlassen, die auf eine ebenso eindringliche wie  
schlichte Weise ganz traditionell „fromm“ sind. Vor allem in seinen Gedichten und Gebeten  
wird Gott ganz direkt in der Sprache Luthers, Paul Gerhardts und Matthias Claudius als „Du“  
angesprochen, als eine Person, dem der Beter sich im Leben und Sterben anbefiehlt und in  
dessen Hände er sich vertrauensvoll birgt. Wir kennen alle das Gedicht, das Bonhoeffer an  
der Jahreswende 1944/45 für seine Familie geschrieben hat: „*Von guten Mächten wunder-  
bar geborgen*“, haben es vermutlich selbst immer wieder mitgesungen und können es viel-  
leicht sogar auswendig. Das Überraschende: In diesem Text ist beides enthalten. Bonhoeffer  
spricht hier non-theistisch allgemein von den „guten Mächten“, von denen er sich und die  
Seinen „wunderbar geborgen“ weiß - und er redet zugleich ganz direkt theistisch mit Gott als  
Person, als „Du“. „Und willst Du uns noch einmal Freude schenken / an dieser Welt und ihrer  
Sonne Glanz, / so wolln wir des Vergangenen gedenken / und dann gehört Dir unser Leben  
ganz.“ Immer wieder, fast in jeder Strophe, dieses „Du“.

Wie ist das zu verstehen? Ist das nur der besonderen existenziellen Situation angesichts des  
wahrscheinlich bevorstehenden Todes geschuldet? Obwohl Du dich mit diesem Text nicht  
explizit befasst, kann man aus Andeutungen entnehmen, dass Du das für Reste des alten  
„Kinderglaubens“ hältst, die Bonhoeffer, wenn er überlebt hätte, wohl überwunden hätte. Ich  
glaube das nicht (nicht mehr). Ich denke, damit wäre die existenzielle und theologische Be-  
deutung dieser Verse nicht wirklich getroffen. Du gehst in Deinem Vortrag nicht weiter darauf  
ein.

Im „Ruck“-Buch hast Du grundsätzlicher von einer bleibenden „Komplementarität“ zwischen  
den beiden Glaubensweisen gesprochen. Du sprichst vom bleibenden Recht theistischer  
Gottesrede/Gottesanrede, wenn man das Wort „Gott“ mit Tillich als Symbol versteht. Du  
sprichst vom „Mut“, vom „Wagnis“, das Unbedingte, das „umfangende und tragende, un- und



überpersönliche Göttliche“ (111), auch personal als „Du“ anzusprechen („personal“, nicht „persönlich“ lautet die Unterscheidungsformel). Dabei hat für Dich das nicht- bzw. nachtheistische Gottesverständnis eindeutig den Vorrang. Dennoch – schreibst Du - müssten beide Glaubensweisen wohl auf längere Dauer nebeneinander bestehen. Was heißt das? Ist das eine „Koexistenz“ auf Zeit? Oder gilt die „Komplementarität“ grundsätzlich? Hier und bei der Interpretation der Zeugnisse aus Bonhoeffers letzter Zeit habe ich Rückfragen. Um sich darüber zu verständigen, sind vielleicht weniger dogmatische Lehrstücke das angemessene Medium, sondern eher Gebete, Gedichte, Psalmen, Lieder, Choräle, Musiken, Liturgien. Darüber sollten wir noch einmal in Ruhe ins Gespräch kommen. Allerdings nicht heute!

Ich selbst glaube, dass in diesem personalen „Du“ etwas theologisch Unverzichtbares steckt, das wir nicht einfach *hinter uns* haben, wenn wir das alte metaphysische Weltbild kritisch betrachten, sondern *vor uns* - auch wenn unser Denken und unsere Erfahrung, auch unsere Gebetserfahrung dem noch nicht immer, vielleicht nur „ab und zu“ (Kaschnitz) entsprechen. Deshalb brauchen wir die Zeugnisse der Alten, die davon mehr wussten. Wir werden ihre Texte nachsprechen, nachsingen und vielleicht auf diese Weise in die größeren Horizonte, die sich da öffnen, hineinwachsen.

Zugegeben, das ist spannungsvoll und widersprüchlich. Aber manchmal denke ich, das könnte auch der tiefere Grund sein, weshalb Du selbst, Matthias, die alten Choräle so liebst und Dich immer wieder vergnügt und hingegeben ans Klavier gesetzt und mit uns gesungen hast - und immer noch drei Strophen Paul Gerhardt mehr auswendig kannst als wir alle zusammen!

Das haben wir oft erlebt. Ich zuletzt bei Deiner ‚richtigen‘ Geburtstagfeier im Juni in Radegast im Kreis Deiner Kinder und Enkel, wo ich dabei sein durfte. Bevor es da ans üppi-ge Büfett ging, hast Du die Liederhefte herausgeholt, Dich ans Klavier gesetzt, und wir haben inbrünstig gesungen: die alten frommen Choräle, dazu auf Zuruf Kanons, Volkslieder und Gassenhauer – „Geh aus, mein Herz“, „Signor Abbate“, C-a-f-f-e-e und irgendwann Überganglos: „Bolle reiste jüngst zu Pfingsten“, mit dem herzigen Refrain: „Aber dennoch hat sich Bolle ganz köstlich amüsiert“ und als Zugabe, richtig laut gebrüllt: „Wer hat die Kosmuss geklaut“ und zum Schluss wieder verhalten, gemütvoll den „Mond“. Alles durcheinander, Weltliches und Geistliches, das Letzte und das Vorletzte. Weiß der Himmel, ob und wie das theologisch zusammenpasste! Aber es war sehr schön und herzerwärmend. Vielleicht demnächst mal wieder, wo auch immer!

Lieber Matthias, alter Freund, verehrter Jubilar, noch einmal: auf Dein Wohl!



## „Ich will dir folgen wo du hingehst“

### Ein Lied aus dem Baltikum

#### Inge Mager

Da ich gebeten worden bin, für diesen Ihnen, lieber Herr Kroeger, gewidmeten „Akademischen Abend“ einen „kleinen Impuls aus Sicht der Fachkollegin“ zu geben, erlaube ich mir, ein paar interpretatorische Überlegungen zu einem frömmigkeitsgeschichtlichen Text aus dem Schatz der „notwendigen“, aber zugleich „unakzeptablen“ Kirche vorzutragen.

Meine Wahl ist auf das geistliche Volkslied „So nimm denn meine Hände“ aus der Feder Ihrer frommen Landsmännin Julie [von] Hausmann gefallen. Die Autorin wurde 1826 in Mitau/Lettland geboren und starb 1901 in Võsu/Estland. Im Jahre 1862 veröffentlichte der Berliner Erweckungsprediger Gustav Knak das Lied zusammen mit 99 anderen ihrer geistlichen Dichtungen auf Wunsch der scheuen Autorin anonym unter dem Titel „Maiblumen, Lieder einer Stillen im Lande“. Wegen der Melodie von Friedrich Silcher mussten die ursprünglich sechs vierzeiligen Strophen zu drei Achtzeilern zusammengezogen werden. In dieser Form behauptete sich das vornehmlich bei Trauerfeiern, vereinzelt auch bei Trauungen (wegen der möglichen Anspielung auf Ruth 1,16) gesungene Lied als einziges unter den Hausmann-Liedern bis heute. Allerdings fand es erst mit unserem Ev. Gesangbuch Ende des 20. Jahrhunderts Aufnahme in den Stammteil eines offiziellen Kirchengesangbuchs. So lange „überwinterte“ es in Gesangbuchanhängen, in Kinderliederbüchern und am nachhaltigsten in den verschiedenen Ausgaben des Reichsliederbuches der Gemeinschaftsbewegung. Trotzdem gehörte es auch im „Wartestand“ zu den bekanntesten geistlichen Liedern überhaupt. Die verstärkte Übernahme von Liedern des 19. Jahrhunderts ins Ev. Gesangbuch ist unlängst nicht unpassend als „Rehabilitation des Gefühls“ gewürdigt worden.

Bezeichnend für den Interpretationsspielraum von „So nimm denn meine Hände“ sind zwei Nachrichten aus seiner Rezeptionsgeschichte während des sog. Dritten Reiches: Als Hermann Görings erste aus Schweden stammende Frau Carin von Kantzow 1934 in der Schorfheide beerdigt wurde, sang die Trauergemeinde am Ende andächtig alle drei Strophen. Hitler und führende Parteigenossen waren anwesend und sangen vermutlich mit. Andererseits ließen Bischof Heinz Weidemann und Emanuel Hirsch, die Urheber des 1939 erschienenen deutsch-christlichen Bremer Gesangbuches der „Kommenden Kirche“, die mittlere Liedstrophe ganz weg, wahrscheinlich deshalb, weil trotz des willkommenen Führungsmotivs das an das Erbarmen des Angeredeten appellierende „schwache Herz“ und das zu seinen Füßen ruhende „arme Kind“ nicht zum nationalsozialistischen Menschenbild passten.



Dessen ungeachtet steht Julie Hausmann in ihrem Nachfolge- und Führungsbittlied auf festem biblischem Fundament. Schon die Überschrift „Ich will dir folgen, wo du hingehst“ ist ein neutestamentliches Zitat ( Mt. 8,19) und dürfte den fehlenden Jesus-Bezug andeuten; das auf dem Boden ruhende Kind erinnert an die Jesus zuhörende Maria in Bethanien (Lk. 10,38ff)., vielleicht auch an die Empfehlung, wie die Kinder zu werden ( Mt. 18,3). Schließlich verweist das blind-Glauben auf den zweifelnden Thomas ( Joh. 20,29). Und in Str. 3 erscheint der im Dennoch-Glauben aufgehobene deus absconditus. Als reformatorische und erweckliche Erbstücke nehme ich zwischen den Zeilen eine verborgene theologia crucis und ein gesteigertes Erlösungsbedürfnis wahr.

Der gegen das Lied als Ganzes verschiedentlich erhobene Vorwurf der Sentimentalität und des Quietismus greift m.E. zu kurz. Seine berührende Wirkung geht nicht zuletzt von der Melodie aus. Und die Bitte, an beiden Händen geführt zu werden, soll ja den Willen und das eigene Tun keineswegs ausschließen; allenfalls die Grenzen der autonomen Machbarkeit aufzeigen. Nach meinem Verständnis kann dieses Gebetslied sowohl Verzweifelte, Zweifler als auch unerschütterliche Nicht-Zweifler erreichen.

Sollte es einen autobiographischen Kern haben, demzufolge die Dichterin als nachreisende Missionarsbraut bei der Ankunft in Afrika nur noch das frische Grab ihres Verlobten fand, so spräche allein dieser Vorgang für mutige Entschlusskraft, ganz zu schweigen von ihrer jahrelangen Tätigkeit als Musiklehrerin, die sie allerdings aus gesundheitlichen Gründen abbrechen musste. Dennoch sind Hausmanns zeitweilige Berufstätigkeit und ihr Eheverzicht ein frühes Beispiel für nahezu emanzipierte Eigenständigkeit.

Auch wenn unser Lied an Dichtungen Gerhard Tersteegens erinnert, aber in Sprache, Bildkraft und inhaltlichem Tiefgang nicht an sie heranreicht, hatten und haben doch auch Hausmanns schlichte Worte eine unverwechselbare emotionale Ausstrahlung auf Menschen in Grenzerfahrungen und unter der Last von Schicksalsschlägen. Das gilt freilich nicht für alle. Denn die hinter dem ungenannten Liedadressaten vordergründig doch wohl vorausgesetzte persönliche, d.h. theistische Gottesvorstellung ist heute nicht mehr selbstverständlich. Andererseits eröffnet gerade die Unbestimmtheit dessen, wer oder was sich hinter dem „Du“ verbirgt, die Freiheit der eigenen Deutung. Vielleicht ist das überhaupt einer der Schlüssel für die weite Verbreitung und anhaltende Beliebtheit dieses Liedes insbesondere in Lebenssituationen, wo die eigene Sprachfähigkeit versagt. Dann besteht nämlich die Möglichkeit, sich Glaubenszeugnisse früherer Frommer gleichsam leihweise zu eigen zu machen oder in die persönlichen Glaubens-Koordinaten einzupassen. So lassen sich denn diese Strophen durch Aneignung oder Transformation auch mit ganz unterschiedlichen theologischen Vorstellungen gleichermaßen überzeugt und ehrlich singen. Zur Legitimation solcher Mehrstimmigkeit und Glaubensvielfalt zitieren Sie gern das Johanneische Bildwort von den vielen Wohnungen im Hause Gottes (Joh. 14,2). Von Dietrich Bonhoeffer und den Män-



nen des Kreisauer Kreises wissen wir, dass sie sich während der Inhaftierung und im Angesicht des nahen Todes auf je ihre Weise durch manche der in der Kirche aufbewahrten „alten Tröster“ aufrichten ließen. Das Lied „So nimm denn meine Hände“ könnte gerade wegen seiner interpretatorischen Offenheit durchaus dazu gehört haben.

Die meisten hier Anwesenden werden den Text auswendig können. Trotzdem lese ich ihn zur Vergewisserung noch einmal vor: „So nimm denn meine Hände und führe mich / bis an mein selig Ende und ewiglich. / Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt; / wo Du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit. – In Dein Erbarmen hülle mein schwaches Herz / und mach es gänzlich stille in Freud und Schmerz. / Lass ruhn zu Deinen Füßen Dein armes Kind; / es will die Augen schließen und glauben blind. – Wenn ich auch gar nichts fühle von Deiner Macht. / Du führst mich doch zum Ziele auch durch die Nacht. / So nimm denn meine Hände und führe mich / bis an mein selig Ende und ewiglich.“

Im Gesangbuch des Alten Testaments erhält der Sänger des 91. Psalms gleichsam als Antwort auf die in unserem Lied ausgesprochenen Bitten um Lebensbegleitung eine weit über diese hinausgehende wunderbare Zusage: „dass die Engel Gottes dich [ihn] auf den Händen tragen“ werden (Ps. 91,12).

Das möge ganz besonders Ihnen, lieber Herr Kroeger, auf Ihrem weiteren Weg gelten.

#### **Literatur:**

Wolfgang Herbst: 376 „So nimm denn meine Hände“, in: Liederkunde zum Ev. Gesangbuch, Heft 20, Göttingen 2015; S. 59–63

Matthias Kroeger: Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche. Eine Ermütigung zu distanzierter Christlichkeit, München 1997

Ders.: Dietrich Bonhoeffer – Zeitgenosse, Zeuge und Prophet. Versuch einer erneuten Annäherung. Rede zur Bonhoeffer-Festveranstaltung in der Hamburger Hauptkirche St. Nicolai am 4. Februar 2006, in: KZG 19, 2006, S.414–443

Ders.: Über die Kostbarkeit von Mut und Klarheit. Die politische und religiöse Botschaft der Grafen Helmuth James von Moltke und Peter York von Wartenburg aus dem Kreisauer Widerstandskreis gegen Hitler und den Nationalsozialismus, Stuttgart 2010

Ders.: „Was bleiben will, muss sich ändern“ Zur Legitimität einer Reform in den Herzstücken des christlichen Glaubens (Schriften zur Glaubensreform 6), Gütersloh 2015

Andreas Marti: „So nimm denn meine Hände“ RG 695, in: Musik und Gottesdienst 64, 2010, S. 260–262



Waltraut Ingeborg Sauer-Geppert: „So nimm denn meine Hände“, in: JLH 27, 1983, S. 207–217

Elisabeth Schneider-Böklen: Der Herr hat Großes an mir getan. Frauen im Gesangbuch, Stuttgart 1995, S. 75–89



## Den Kurs um zwei drei Grad verändern

**Kay-Ulrich Bronk**

Lieber Matthias,

erst einmal möchte ich einen Schluck Wein mit Dir trinken. Und damit gebe ich Dir ein wenig von dem zurück, was Du mir vor ungefähr 32 Jahren in ein Seminar mitgebracht hast: fünf Flaschen Rotwein. Die waren eine Wettschuld. Du hattest gewettet, dass Franz-Josef Strauß der nächste Kanzler werden würde oder mindestens der nächste Kanzlerkandidat der CDU/CSU. Ich hatte dagegen gewettet – und gewonnen. Helmut Kohl wurde Kanzler.

Trinken wir vorab also darauf, dass die Lehrer – glücklicherweise - nicht immer Recht behalten. Prost Matthias.

I.

Ich beginne von Vorne. 1982 Kirchengeschichtsseminar. Donnerstags bis 22 Uhr. Natürlich spät. Typisch Professor Kroeger. Es sollten die wirklich Interessierten kommen. Wer nur einen Schein wollte, war eher unerwünscht.

Thema Kirchenkampf. Und dabei immer wieder der Blick in die Schriften der konservativen Protagonisten, deren Betonung von Nomos und Horos, von Gesetz und Grenze, eine eher unrühmliche Rolle im Kirchenkampf spielte: Elert, Hirsch oder der Staatsrechtler Carl Schmitt. Ein scheinbar leichtes Spiel. Schuldig. Bei Dir lieber Matthias gab's aber erst einmal ein strenges Memento. Ich höre Dich heute noch Sätze sagen wie diese: „Liebe Leute, hört den Konservativen erst einmal zu. Fragt was ihre berechtigten Anliegen sind. Ich müsste mir alle Poren verstopfen, um nicht wahrzunehmen, dass wir doch unumgänglich zunächst die Erfahrung des Gesetzes machen, wie die Alten sagen. Wir stecken erst einmal in Biologie, Geschichte, Kultur und Traditionen, in denen Gesetzmäßigkeiten obwalten, aus denen keiner von uns heraus springen kann. Auch die Theologie nicht. Wir leben in Gesetzen und Grenzen, die wir uns nicht selbst gesetzt haben. Darauf weisen die Konservativen zu Recht hin.“ Und schon drehte sich das theologische Karussell. Plötzlich waren wir an Dingen und Wirklichkeiten dran, die wir der Einfachheit halber lieber übersprungen hätten. Aber wer nun meinte, Karl Barth und seine Gefolgsleute leichtfertig über Bord werfen zu können, der wurde abermals erwischt. Er bekam Sätze wie diese zu hören. „Einspruch Euer Ehren, die Barthsche Theologie bewahrt das andere Anliegen auf. Und das heißt: die Dimension des Göttlichen und Heiligen ist nicht einfach aus Geschichte, Kultur oder irgendwelchen Traditionen abzuleiten. Es gibt eine diesseitige Jenseitigkeit, ein ganz Anderes, einen Gott über



Gott, lest das bei Tillich nach. ‚Er wohnt doch in einem Lichte da niemand zukommen kann‘. Deshalb ist Barth zu Recht skeptisch gegenüber allen Geschichts- und Erfahrungstheologien.“ So ging es zu bis ungefähr 22 Uhr. Du hast uns in den Zwiespalt berechtigter Anliegen geführt und nicht zugelassen, dass wir uns dieser Spannung entziehen. Wir sollten ernsthaft und vorurteilsfrei denken.

Bemerkenswert ist aber auch, dass - darin und darunter - Beziehungen gewachsen sind. Im Gedeihraum dieses Seminar ist meine Examensgruppe entstanden. Freundschaften sogar. Was kann man Besseres über ein Seminar sagen?

## II.

Es gibt kein fertiges System, das ich von Dir, lieber Matthias, geerbt hätte. Eher Merksätze. Leitlinien. Ecksteine. Besser noch - Haltungen. Vielleicht so: Merksätze aus denen Haltungen werden. Einer dieser Merksätze, an den Du immer wieder erinnerst, heißt: „Alle Theologie ist einem geschichtlichen Gestaltwandel unterworfen.“ Das klingt zunächst banal. Ist es aber nicht. Denn diesen Gedanken wirklich ernst zu nehmen, also, Konsequenzen daraus zu ziehen, das bedeutet, sich von Formeln, überkommenen Einsichten, frommen Haltungen zu verabschieden, die bloß noch üblich sind. Und es bedeutet, Veränderungen anzunehmen, die ans Herz der Dinge gehen, wie Du sagst. Das ist aber schwer. Das ist mit vielerlei Verunsicherungen und Ängsten verbunden. Dazu braucht man Mut. Diesen Mut hast Du immer wieder eingeklagt, nicht von jedem einzelnen persönlich, aber von der Theologischen Wissenschaft, deren junge Adepten wir ja waren: ob es sich dabei um allzu theistische Gottesbilder handelte, die alte Anselm'sche Satisfaktionslehre oder überkommene Christusbilder – immer war zu fragen, ob diese Grundworte wirklich noch einen Sitz im Leben haben oder ob sie für neue Einsichten Platz zu machen hätten. Dir darin zu folgen, lieber Matthias, war nie ganz leicht. Da musste man schon tief Luft holen. Aber eingestanden oder uneingestanden hatte es immer etwas Befreiendes, wenn man mit Dir ein Stück des Weges ging. Es war wie wenn einer in einem alten Haus Fenster und Türen aufgemacht und für Licht und frische Luft gesorgt hätte.

Allerdings: Ich vermute, dass wir Dir nicht immer bis zum Ende des Weges folgen konnten oder wollten. Wir wussten vielleicht nicht so genau, wo wir dann landen würden. Diese Unsicherheit hatte sicherlich auch damit zu tun, dass wir als zukünftige Pastorinnen und Pastoren in einem anderen Bezugsrahmen denken und arbeiten würden, der eigene berechnete Anliegen vertritt. Das hast Du stets respektiert. Und Du wolltest ja weder Studenten im Gleichschritt, noch eine Schule machen. Der Typ Professor bist Du nicht. Dafür ist Dein Denken zu wenig deduktiv. Es ist kein Gebäude. Eher ein Zelt, mit dem man unterwegs bleiben kann. Vielleicht darf ich Dir deshalb unterstellen, dass die Eigenheiten Deiner ehemali-





gen Studenten und Studentinnen Deinen Lehrerstolz mehr anfachen als es „Kroegerianer“ je gekonnt hätten.

### III.

Lieber Matthias, Du hast immer wieder betont, dass eine Arznei überdosiert sein kann und dann krank macht. Zu viel Dogmatik, zu viel Frömmigkeit, zu viele theologische Richtigkeiten können das religiöse Leben verderben. Kam die Sprache darauf, warst Du im vertrauteren Kreis nicht zimperlich.

Es gibt einen anstößigen Gedanken, den ich so von Dir gehört und verstanden habe - und möglich, dass ich gleich den theologischen Bogen weiter spanne als von Dir gemeint. Der Gedanke heißt: „Man muss bisweilen in die Blasphemien gehen, um sich von Falschem zu befreien.“ Dazu höre ich Dich noch Luthers Satz an Melanchthon zitieren: „Pecca fortiter sed fortius fide et gaude in christo ... Sündige tapfer, glaube mehr ...“. Diese Erlaubnis lehrt uns zuerst die Unterscheidung von Glaube und Moral. Aber noch einmal theologisch weiter gespannt heißt er für mich: Wir müssen bis an die Ränder denken. Wir müssen auch jene Gedanken und Bilder verstehen, die aus Sicht der Orthodoxie Blasphemie sind. So können wir das Falsche aus der Theologie hinter uns lassen, das Überkommene, das bloß noch Formelhafte, gegen das wir unterschwellig längst rebellieren. Die theologische Lästerung befreit gerade deshalb dazu, wieder ein authentisches Verhältnis zu dem zu bekommen, was uns unbedingt angeht und heilig ist.

Lieber Matthias, allein die von Dir formulierte Erlaubnis zur Häresie hat das Theologietreiben bei Dir freier, spannender und lebensnäher gemacht. Sie hat den Kurs des eigenen Denkens um zwei-drei Grad verändert und wir gerieten am Ende manchmal an ungeahnte Ufer. Wo ich schließlich hingeraten werde, weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass ich nicht da ankommen werde, wo ich angekommen wäre, hätte ich das „pecca fortiter“ nicht von Dir gelernt.

### IV.

In Deinem Büro in der Sedanstraße hingen Bilder Deiner theologischen Väter. Das war schon eine bemerkenswerte Galerie: Gogarten, Jung, Lessing, Tillich, Luther und vielleicht müsste man noch Weizsäcker dazu hängen. Und man denke sich noch den Aischylos dazu. Unvergessen: die Orestie. Wie aus den Erinnyen Eumeniden werden, aus dem anklagenden Gesetz das freisprechende Evangelium. Bei Dir mit verteilten Rollen gelesen. In Deinem kleinen Büro. Mit vier oder fünf Leuten. Abends spät. Deklamiert und theologisiert. Und überhaupt Kunst, Musik, Ballett und Literatur. „Wahrheit artikuliert sich auch noch in zweitklassigen Romanen“, hast Du uns gesagt. Das habe ich nicht vergessen. Und ich habe mich daran gehalten. Kaum eine Predigt, in der nicht ein Film oder irgendein Stück Literatur zu Wort kommen. Du hast die Blicke Deiner Studenten ins Weite gelenkt. Dazu kam noch Dei-



ne Rede- und Erzähllust. Viele waren fasziniert. Ich auch. Andere ganz und gar nicht. Oder eben doch, aber eben anders. Ihre Faszination lebte in energischer Ablehnung. Vielleicht weil alles, was fasziniert, immer schon verdächtig ist. Vielleicht aber auch, weil es nie leicht war, vor Dir zu bestehen und in Deinem Krafffeld das Wort zu nehmen. Der Raum um Dich herum war immer irgendwie von Originalität und Brillanz okkupiert. Die Strahlkraft des eigenen Gedankens hatte neben den Deinen etwas Blässliches. Das musste man aushalten. Aber Du hast niemanden beherrschen wollen. Wahrlich nicht. Du hast Deine Studenten stets auf die Freiheit eines eigenen Weges hingewiesen. Die Tore zu dieser Freiheit, die Du uns aufgetan hast, hatten allerdings hohe Schwellen. Man musste Anlauf nehmen, um über sie hinwegzukommen. Und man sollte den Kurs der eigenen Theologie mindestens um die besagten zwei-drei Grad verändert haben, damit einem diese Freiheit wirklich bekommt.

Bei Dir, lieber Matthias, konnten wir, wie bei keinem anderen, das Querdenken lernen. Das war nie gemütlich. Aber es hat Freude gemacht.

## V.

Ich habe mich gefragt, was bewegt den Theologen Matthias Kroeger? Was treibt ihn dazu, auch heute noch gegen die Orthodoxien in Theologie und Kirche zu fechten? Ich glaube, dass es schlicht die Liebe zur Theologie ist, die es nicht aushält, dass ihre Einsichten und ihre Poesie auf alten Dachböden verkommen. Sie soll doch bitteschön – mitten im Leben - den Menschen dienen.

Einmal haben wir in kleinem Kreis in einer Kneipe ein Bier miteinander getrunken. Ich erinnere mich daran, dass Du uns ganz unvermittelt zugeprostet hast mit den Worten: „Liebe Leute, Theologie ist toll! Lasst uns darauf anstoßen.“ Fragte man mich, was man bei Matthias Kroeger lernen kann, dann würde ich genau dieses sagen: dass Theologie toll ist.

## VI.

Wo ende ich? In Radegast! Man stelle sich vor. Früh morgens um 6 Uhr morgens. Die letzten Schnäpse vom Abend gerade man so verdaut. Ein fröhlicher Rhythmus, der noch nachschwingt: ein Schnaps. Ein Stück Butterbrot mit Fisch und ein Trinkspruch. Dann wieder ein Schnaps, ein Stück Butterbrot mit Fisch und ein Trinkspruch und so weiter. Beim 4. oder 5. Schnaps bin ich ausgestiegen. Aber morgens um 6 Uhr Frühstück. Du, lieber Matthias, hast den Tisch für uns alle gedeckt, an dem vier oder fünf Leute saßen, die schon am Vorabend mit Dir über die Zukunft der Kirche diskutiert hatten. Auf dem Tisch waren Kaffee, Tee, Brot, Marmelade, Fisch, Quark, Käse, Wurst – und ein paar offene Themen. Alles, was das Herz begehrt, wenn es erst einmal wieder wach geworden ist. Baltische Gastfreundschaft gewürzt mit einer Prise elitärer Kumpanei. Wie schön war das.



Wir konnten stets zu Dir kommen, nicht nur wenn die eigene Theologie in Not war, sondern auch wenn es die Seele war. Du bist ein Lehrer, der für seine Schüler da ist. Ich habe das erlebt. Andere auch. Dann wurde Theologie ganz praktisch. Dann war sie kein Lehrstück mehr, sondern schlicht eine helfende, manchmal eine rettende Erfahrung.

Ich danke Dir von Herzen für Dein Geleit – aus der Nähe und aus der Ferne. Es ist gut, Dein Schüler zu sein. Und nun erhebe ich mein Glas darauf, dass unsere Lehrer dann und wann eben doch Recht haben. Prost Matthias.



## „Wenn das Matthias Kroeger hören würde“

### Eine neue Sprache – finden

#### Friedrich Brandi

Lieber Matthias, liebe Gäste,

es gab einmal Zeiten, in denen Theologen sagten, sie seien Schüler von diesem oder jenem Professor. Diese Zeiten sind – so mein Eindruck – vorbei, heute ziemt sich das irgendwie nicht mehr. Man sagt: Ich habe bei ihm studiert, oder: ich habe einiges von ihm gelernt.

Ich sage gerne und auch mit Stolz, dass ich Schüler von Matthias Kroeger bin – das sage ich, weil ich mehr von Dir mitbekommen habe als theologische Lehrsätze oder Literaturempfehlungen. Das auch!

Aber es ist eher die Haltung oder, wenn man so will, ein theologisches Benehmen, eine bestimmte Art und Weise, nicht nur theologisch, sondern ganz prinzipiell zu denken und zu leben. Ein hermeneutisch-theologisches Verständnis, mit dem umzugehen, was mir begegnet – in der Politik, im kulturellen Leben und auch in der Kirche.

Unter den Vikaren, mit denen ich als Mentor jetzt zu tun habe, fühle ich mich hin und wieder recht fremd:

Sie wissen immer recht genau, was Gott will und was nicht--- und Jesus kommt eher im Hosentaschenformat daher. Und wenn ich nachfrage, wie ich es von Dir gelernt habe, was sie denn damit meinen, geraten sie – idealerweise – ins Schlingern aber oft eher in eine Abwehrhaltung. Natürlich tue ich dem Nachwuchs jetzt Unrecht – sie können auch anders, aber die Meistens wollen es eben nicht anders, sondern lieber schlicht und in „leichter Sprache“.

Ich leide darunter, und ich denke, diese Leidensfähigkeit – oder sollte ich besser sagen: diese Leidensbereitschaft? – gegenüber frommen Plattitüden habe ich von Dir. Friedrich Gogarten, den ich durch Dich kennen und schätzen gelernt habe, hat 1932 ein kleines Büchlein mit dem schönen Titel: „Die Selbstverständlichkeiten unserer Zeit und der christliche Glaube“ veröffentlicht. Ich habe in meinem inneren Kompass daraus einen anderen Titel gemacht: „Die Selbstverständlichkeiten der Kirche und der christliche Glaube“.

In meinen knapp 20 Jahren als Gemeindepastor habe ich immer versucht, so zu reden und so zu predigen, dass theologische wie kirchliche Selbstverständlichkeiten infrage gestellt werden oder doch zumindest weniger selbstverständlich werden. Diese protestantische



Identität, also die Befreiung des Evangeliums von allem schmückenden Beiwerk, versuche ich auch den Vikaren zu vermitteln.

Vor einem Monat habe ich, vertretungsweise, einen Kurs im Pastoralkolleg geleitet – zusammen mit Friedhelm Hartenstein. Abends saßen wir zusammen und überlegten, dass es Sinn machen könnte, die Teilnehmer nach ihrem Verständnis vom Verhältnis „Gesetz und Evangelium“ zu fragen, schließlich sei es doch mal interessant zu hören, ob sie – etwa! – das AT mit Gesetz und das NT mit Evangelium verknüpfen, was dann ein guter Einstieg in die nächste Einheit zum Verhältnis AT/NT sein sollte. Diese Frage haben wir am nächsten Morgen auch gestellt, aber es kam – noch nicht einmal, was wir befürchteten. Es kam nichts!! „Damit kann ich nichts anfangen“ - war mehr oder weniger die einhellige Meinung. Wir sind Beide leicht zusammen gesackt, und ich dachte: Wenn das Matthias Kroeger hören würde!

Ohne diese grundlegende Unterscheidung von Forderung und Anspruch auf der einen Seite und Gabe und Zuspruch auf der anderen Seite und deren Verhältnis zueinander hätte jedenfalls ich kaum eine Predigt halten können, Auch wenn diese Spannung nicht immer der Skopus war, so hat diese Dialektik mir fast alle Texte erschlossen und gleichzeitig geholfen, eine Sprache zu finden, die schwierigsten Theologumena in die Lebenswirklichkeit der Gemeindeglieder zu „implantieren“. Vermutlich hat nicht jeder verstanden, was ich sagen wollte, aber – das habe ich beim Abschied oft gehört – Jeder hat gemerkt, dass ich etwas wollte.

Und eben das habe ich auch von Dir. Ich, und ich denke nicht nur ich, habe Dir immer ab gespürt, dass Du den Sinn und die unser Leben bereichernde Dimension der christlichen Tradition vermitteln wolltest – ob mit TZI, die ich ebenfalls durch Dich kennen und schätzen gelernt habe, ob in der brisanten Friedensfrage in den 80er Jahren oder aber mit Deinen ebenso kirchenkritischen wie kirchenliebenden Büchern mit einer besonderen Wertschätzung all derer, die dieser Tradition distanziert gegenüber stehen. Du warst, nein: Du bist immer auf der Suche nach einer Sprache, die gerade diejenigen anspricht, ja anrührt, die nicht so recht etwas anzufangen wissen, was denn die Kirche mit Bibel und Bekenntnisschriften, Gesangbuch und alten, kaum noch verständlichen Gebeten will und heute noch soll. Das hat mich geprägt – ob ich in der Kirche war oder im Stadtteil unterwegs, ob ich mich in nicht-kirchlichen Initiativen um die Lebensqualität im Quartier gekümmert habe oder auf dem Hamburger Dom mit den Schaustellern unterwegs bin.

Ich denke, gerade deswegen bin ich neulich auch gefragt worden, ob ich die Trauerfeier für Hellmuth Karasek halten mag. Sowohl ihm als ehemaligem Katholik als auch seiner Frau, die im Abendblatt in Sachen Theaterkritik schreibt, sind im Laufe ihres rasanten Lebens und beim Party-Hopping Gott und die kirchliche Tradition abhanden gekommen. Jetzt angesichts des Todes wollten sie aber auf die Kirche nicht verzichten, und so landete die Familie bei



mir. Nun bin ich mit seiner Witwe im Gespräch über Gott und die Welt – bei bestem Wein, wie das im Jungfrauenthal in Eppendorf so üblich ist.

Ja, ich habe, wie man an dieser Erwähnung leicht merkt, von Dir auch gelernt, seinen Narzissmus nicht zu verstecken. Es hat lange gedauert, und ich brauchte viele TZI-Erlebnisse und Jahre auf der Couch, aber eben auch einen Lehrer, der daraus keinen Hehl gemacht hat – auch wenn es Dir hin und wieder Vorwürfe eingebracht und Ablehnung beschert hat.

Als ich in der schier endlos dauernden Arbeit an meiner Dissertation mal wieder bei Dir war – in Deiner Wohnung in Klein Borstel am Kornweg –, hast Du mich gemahnt, das Diss-Projekt abzuschließen und folglich nur noch das zu lesen, was der Vollendung dienlich ist. Ich habe brav zugestimmt, weil ich schon lange gespürt hatte, dass das jetzt wirklich dran sei.

Aber kaum war die Mahnung ausgesprochen, zeigtest Du mir ein Buch über eine spanische Reitschule (so habe ich es jedenfalls in Erinnerung), und meintest in der Dir eigenen suggestiv-dringlichen Art: „Das muss Du unbedingt lesen – das steckt voller Theologie.“

Mit so einer Haltung in der Kirche unterwegs zu sein – das habe ich von Dir gelernt, und ich bin mir gewiss, ohne Dich wäre ich nicht der, der ich jetzt bin.

Dafür danke ich Dir von Herzen.



## Grußwort

### Arnd Heling

„Ab 50 will ich nur noch Sachen machen, die mir wirklich wichtig sind.“ Dieser Satz hat sich mir doch sehr eingepägt. Ich bin nun fast 57. Offen gestanden, ich habe oft an Dich gedacht, insbesondere in den letzten zehn Jahren ... Ich hörte den Satz nämlich aus Deinem Munde vor etwa 30 Jahren. Thies Gundlach und ich halfen Dir beim Umzug nach Harmstorf. Oder fiel der Satz in einem der Gespräche rund um meine Examens- und Doktorarbeit noch in Deiner Wohnung in Hamburg, wo ich Dich einmal besuchte? Die Wohnung kam mir vor wie die perfekte Kulisse einer Verfilmung des Steppenwolfs. Ich hatte fast das Gefühl, mit Harry Haller persönlich zu sprechen, was mich etwas befangen machte.

Es ist ja nun kein besonders akademischer Satz, der mir immer als erstes einfällt, wenn ich „Matthias Kroeger“ denke. Aber ich schreibe diese Zeilen ja auch nicht für eine Festschrift; dazu könnte ich nichts beitragen. Sondern als Ausdruck meiner persönlichen Verbundenheit über einen langen Zeitraum.

Andere Eindrücke gehören dazu: Schläft ein Lied in allen Dingen / die da träumen fort und fort ... im Kanon gesungen zum Abschluss eines Deiner TZI-Kurse in Harmstorf; oder ein Interview mit Dir vor Jahren im Deutschlandfunk, das ich zufällig im Autoradio hörte. Schon längst am Ziel meiner Fahrt, musste ich es unbedingt zu Ende hören, weshalb ich denn auch meinen nächsten Termin verpasste.

Es gibt erstaunlich viele solcher irgendwie prägenden Erinnerungen, die ich ohne Mühe aufrufen könnte; erstaunlich, weil wir uns gar nicht so oft direkt begegnet sind in dieser Zeit, was ich bedaure. Sie sind wohl deswegen so lebendig, weil mich einige Deiner Veröffentlichungen der letzten Jahre intensiv beschäftigt haben und mich auch weiterhin beschäftigen: Die Notwendigkeit der unakzeptablen Kirche, Der fällige Ruck in den Köpfen der Kirche, Die Kostbarkeit von Mut und Klarheit. Ja, ich lese die Bücher meines Doktorvaters. Mensch, werde wesentlich, scheinen sie alle zu sagen. (Nicht zuletzt: Pastor, Theologe, werde wesentlich). Diese Bücher (mit den typischen, etwas sperrigen Titeln), begleiten mich nun schon ein paar Jahre, und sie fordern mich so beharrlich heraus, dass sie immer in greifbarer Nähe sind. „Was wollen wir denn sonst mit unserem Leben anfangen, als uns klar darüber werden, wie wir leben wollen und sollen?“ Wunderbar! Danke, lieber Matthias Kroeger, für diesen Satz.

So holt sie mich immer wieder ein, die oben zitierte Maxime aus Deiner Lebensmitte, in der sich so vieles bricht und spiegelt vom einsamen Steppenwolf über den cherubinischen Wan-



dersmann, bis zum Therapeuten und theologischen Lehrer, politischen Denker, Mahner und Lebensermutiger, den ich in Dir kennenlernen durfte.

Mir hast Du geholfen bei der „Präzisierung meiner Unruhe“. Danke! Und Gott befohlen.





## **Grußwort**

### **Ulrike Suhr**

Lieber Matthias,

Zu Deinem 80. Geburtstag gratuliere ich Dir herzlich. Ich freue mich, dass dies ein Anlass ist, Dich zu würdigen.

Du bist einer meiner wichtigsten theologischen Lehrer. Dein Verständnis von Lehre verbinde ich mit der Erfahrung, dass Du uns, Deinen Studierenden, einen weiten Horizont vermitteln wolltest. Ein kirchengeschichtliches Seminar zur Weimarer Republik hast Du jeweils mit musikalischen Beispielen der entsprechenden Zeit begonnen. Das ist mir auch 35 Jahre nach dem Studium noch in Erinnerung, ebenso wie Deine Anregung: Lesen Sie nicht nur Theologie, sondern Literatur, um die 1920er Jahre zu verstehen! Das war neu, es war anders als andere Seminarerfahrungen, es war irritierend und eindrücklich zugleich.

Ein anderes Erlebnis, viel später: Du hast in "meiner" Evangelischen Hochschule für Sozialarbeit und Diakonie einen Vortrag über die Gottesfrage gehalten. Und hast uns, Deine Zuhörer, dazu gebracht, miteinander über unser Gottesverständnis zu sprechen. Nie zuvor hatte ich, angeregt durch Dich und Deine Leidenschaft, dieser Frage nachzugehen, ein so intensives, nachdenkliches und persönliches Gespräch mit meinen langjährigen Kollegen und Kolleginnen. Ich danke Dir für diese Erfahrungen, für Begegnungen über viele Jahre, für Verbundenheit und Freundschaft.

Ich wünsche Dir viele weitere glückliche Jahre Und Gottes reichen Segen.

Herzlich Deine Ulrike



## Jenseitstrost und Sterbekunst

### Zur Literatur-Geschichte der Wiedersehenshoffnung

Matthias Kroeger gewidmet von

#### Hans-Jürgen Benedict

Es ist bekannt, dass Matthias Kroeger sehr gerne Paul Gerhardt-Lieder singt, viele Strophen auswendig kann, auch die schönen Jenseitsstrophen aus *Geh aus mein Herz und suche Freud*: „Ach, denk ich, bist du hier so schön und läßt du's uns so lieblich gehen auf dieser armen Erden, was will doch wohl nach dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden.“ Das gab mir den Gedanken ein, einige literarische Texte, mit denen ich mich in letzter Zeit unter dem Aspekt Jenseitshoffnung beschäftigt habe, zusammenzustellen und sie ihm als Florilegium zum 80. zu überreichen.

#### 1. „...wenn man die Augen nicht bloß auf diese Welt richtet“ -Matthias Claudius' Jenseitstrost

In einem Brief vom 24. April 1808 tröstet Matthias Claudius eine befreundete Mutter, deren kleiner Sohn gestorben war: „Und ihr kleiner Fritz ist nicht verloren, er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen anderen Garten geflogen und da sollen Sie ihn wiederhaben. So gut er auch in ihren Händen war, so ist er nun in besseren, und er hat die lange gefährliche Reise nicht zu machen, von der man schwerlich mit der Unschuld zurückkommt, mit der ihr Fritz heimgegangen ist.“ (Matthias Claudius, *Botengänge, Briefe an Freunde*, Berlin 1938, 441). Man kann Claudius wahrlich nicht unterstellen, dass er mit solchem etwas zu schön klingendem Trost die harte Realität des Todes verdrängen wollte. Denn an den Anfang seiner Sämtlichen Werke hat Claudius bekanntlich mit einem Titelkupfer die Widmung an „Freund Hain“, den Tod gesetzt, wie er den unbehaglichen Knochenmann mit der Sense nannte. Er will trotz des Todesschreckens mit ihm eine freundschaftliche Beziehung unterhalten. Mit dem Sensemännchen als Freund Hain nimmt er hier Partei für die Totentanztradition gegen den Zeitgeist, der eine Reihe von Totentänzen der Spitzhacke zum Opfer fallen ließ. Das sah man als Befreiungsschlag gegen die Angstmacherei aus vergangenen Pestzeiten. Doch Claudius denkt anders: er gewährt der Totentanztradition eine Nische, aber nicht versteckt, sondern in Form eines Titelkupfers als Blickfang. Anselm Steiger (Matthias Claudius, Göttingen 2003) hat darauf aufmerksam gemacht, dass Claudius damit einen Topos lutherischer Theologie rezipiert. Luther beschreibt im *Sermon vom Sterben* zum einen sehr drastisch den Todeskampf und das Verwesen. Zum andern aber sagt er, dass Christus durch sein Leiden und Sterben den Tod geheiligt und zu einem Freund des Menschen gemacht hat. „Christus



hat den Tod selbst berührt, geheiligt, den Fluch in Segen verwandelt, also dass der Tod die Pforte zum Leben hat werden müssen.“ Das ist keine Todesverdrängung. Das Erschrecken erregende Bild bleibt erhalten, aber nicht im Menschen, der es nun im gekreuzigten Christus außerhalb seiner selbst betrachten kann.

Diesen Tod nennt Claudius mit Luther Freund und macht ihn zu seinem Hausgott (in Aufnahme einer antiken Tradition). Ein Schreckensbild als Freund, weil er durch Christi Versöhnungswerk zum Schlaf geworden ist. Zwar nennt er Lessings Vorschlag, „den Tod als Jüngling, der in ruhiger Stellung mit gesenktem trüben Blicke die Fackel des Lebens neben dem Leichname löscht“ „ein schönes Bild“, fährt aber fort: „bin aber doch lieber beim Knochenmann geblieben, so steht er in unsrer Kirch.“ (M.Claudius, *Asmus Omnia Sua Secum Portans* oder *Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten*, 12) Ihn redet er tapfer an: „Ich hab da' n Büchel geschrieben und bring's ihnen her. Sind Gedichte und Prosa: weiß nicht, ob Sie n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen (...) Die Hand, lieber Hain! und, wenn Ihr mal kommt, fällt mir und meinen Freunden nicht hart.“(ebd 11)

Immer wieder wurde Claudius mit dem frühen Tod in seiner Familie und Verwandtschaft konfrontiert. Die Wiedersehenshoffnung ist für Claudius ein Stück psychische Entlastung bei der Trauerarbeit: „Man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht bloß auf diese Welt richtet“ (*Botengänge* 442). Und die Notwendigkeit der Tränen, des Weinens hat er immer wieder betont. „Tränen ziemen einer Mutter, die einem Kind auf der Reise in ein andres Land nachsieht, und sind überhaupt ein schönes Angebinde auf die Reise.“(Brief an die Gräfin Auguste Stolberg nach dem Tod ihres Sohnes Carl September 1807 in: *Botengänge*,439). Ein paar Jahre zuvor schreibt er, dass er sich über den Tod seiner Kinder Matthias und Christiane (von Elfen starben nur diese beiden früh, das war ungewöhnlich damals) „tief hinein ins Herz gegrämt habe.“ Der Verlust Christianes (sie stirbt mit 20 Jahren am 2.Juli 1796 an einem Nervenfieber) findet einen Nachhall in dem gleichnamigen Gedicht: *Christiane* ( *Sämtliche Werke*,. 473).

Es stand ein Sternlein am Himmel  
Ein Sternlein guter Art,  
So lieblich und so zart!  
Ich wusste seine Stelle  
Am Himmel, wo es stand,  
Trat abends vor die Schwelle  
Und suchte, bis ichs fand!  
Und blieb dann lange stehen,  
Hatt' große Freud' in mir,  
Das Sternlein anzusehen,  
Und dankte Gott dafür.  
Das Sternlein ist verschwunden,  
Ich suche hin und her  
Wo ich es sonst gefunden,



Und find' es nun nicht mehr.

Es fällt auf, dass im Unterschied zu den vielen Verweisen auf die bessere Welt und das Wiedersehen in ihr dieses Gedicht keine Hoffnung eröffnet. Das Sternlein ist verschwunden und das heißt: Ein Platz bleibt leer. Es dominiert ein schmerzlich-wehmütiger Klage-ton des Liebesverlusts, der in vielen romantischen Liedern und Gedichten zu finden ist. Der tröstliche Schwebezustand eines auf diese Weise gelungenen Gedichts wird so selbst zu einem Stück Transzendenzerfahrung, kann auf den Verweis auf die Transzendenz, sprich die bessere Welt, verzichten. Arnim und Brentano haben dieses Gedicht nicht umsonst in ihre Sammlung *Des Knaben Wunderhorn* aufgenommen.

Für Claudius ist die bessere Welt vor allem ein Bild für die größere Bestimmung des Menschen. Sehr schön bringt er das in dem Gedicht *Die Sternseherin Lise* zum Ausdruck. Im Anblick des sternensüßen Himmels lässt er die Frau aus dem einfachen Volk, die sich, wenn sie nachts nicht schlafen kann, den Sternenhimmel anschaut, sprechen:

dann saget, unterm Himmelszelt,  
Mein Herz mir in der Brust:  
,Es gibt was Bessres in der Welt  
Als all ihr Schmerz und Lust.'  
Ich werf' mich auf mein Lager hin  
Und liege lange wach,  
Und suche es in meinem Sinn,  
Und sehne mich danach.

Also: Das, was der Mensch ist und wozu er bestimmt ist, das geht in dieser Welt nicht auf. Sein innerstes Wesen transzendiert die vorfindliche Welt: „Mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer als alles, was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas anderem“ (4. Brief an Andres, *Sämtliche Werke*, 484). Oder anders gesagt: „Alles, was er um sich her haben sieht, stirbt und er weiß von Unendlichkeit“ (ebd. 483). Denn der Mensch ist von seiner göttlichen Bestimmung her „unvergänglicher Natur“! (Predigt eines Laienbruders, ebd. 491). Und schließlich in dem späten Gedicht *Auf O—o R—s Grab*, auf den Maler Otto Philip Runge, dessen vorbildliches Sterben er bewunderte:

Aus einer Welt voll Angst und Not,  
Voll Ungerechtigkeit, und Blut und Tod  
Flüchtete die fromm reine Seele  
Sich ins beßre Land zu Gott;  
Und der Leib in diese dunkle Höhle,  
Auszu ruhen bis zum Wiedersehn.



Das Gedicht schließt mit der Empfehlung eine „stille Träne“ am Grab zu weinen und dann weiter zu gehen (7. Dezember 1810, ebd. 623).

Und wie ist Claudius gestorben? Gehalten im Glauben, geübt in christlicher Sterbekunst? In den letzten Monaten des Jahres 1814 erkrankt Claudius und wird wegen der besseren ärztlichen Versorgung nach Hamburg in das Haus seines Schwiegersohnes Perthes am Jungfernstieg gebracht (eine Inschrift erinnert daran). Seine Enkelin Agnes Perthes hat seine letzten Wochen und Tage in ihren Erinnerungen festgehalten:

„In der ersten Zeit sprach er fast gar nicht. Er war still und in sich gekehrt: Den Tag über lag er zu Bett, gegen Abend stand er eine Stunde auf. Da es Winter war, saß er dann auf seinem Lehnstuhl am Ofen; Mama fragte ihn einmal, warum er so still sei: ob er Schmerzen habe oder ob eine Sorge ihn bedrücke. Er antwortete: ‚Min lewe Line, dat Starven is schwer, et is nix Lichtes.‘ (...) Der Kranke wurde nun von Tag zu Tag heiterer und freundlicher und machte mit den Kindern zuweilen einen Spaß. Zu leiden hatte er wenig, den inneren Kampf hatte er überstanden, er wartete ruhig auf die Erlösung von seinem kranken Körper und freute sich auf das ewige Leben. So kam der 21. Januar heran. Es mochte 12 Uhr sein, da bat er Großmama, sie solle die Vorhänge seines Bettes zuziehen, er wolle mit Gott allein sein. Es geschah. Er hatte gehofft, Gott solle ihm etwas mehr schenken als den Glauben. Er sagte, es sei ihm nicht geworden. Er hoffte aber bis zum letzten Augenblick darauf ...“ Er fragte viele Male, was die Uhr sei und wunderte sich, wie die Zeit so langsam schliche. ‚Noch nich twee?‘ Diese Worte hörten wir oft ... dann lag er still, die Hände gefaltet, den Blick seiner wunderschönen Augen nach oben gerichtet. Halb drei Uhr sprach er die Worte: Helft mir Gottes Güte preisen, Gott seg -, holte dreimal tief Atem - und war bei seinem und unserm Gott“ (Ausgewählte Werke, 420ff.).

Eine fast ideale christliche Sterbeszene - der Patriarch, der alt und lebenssatt im ungebrochenen Glauben an Gott im Kreise der Familie Abschied nimmt und stirbt. Freund Hain tat Claudius den Gefallen und fasste ihn nicht zu hart an: kein schweres Leiden, sondern mehr ein Hinübergleiten. Aber dennoch, und wen nähme das Wunder, bis zuletzt Angst vor dem Unbekannten: „Mein ganzes Leben lang habe ich auf diese Stunde studiert. Und noch weiß ich nicht, wie es enden soll“ (so Claudius gegenüber seinem Schwiegersohn Perthes). Tröstende Bibelworte haben die Angst vielleicht beschwichtigt, aber der Blick in die viel beschworene bessere Welt tat sich dem Sterbenden nicht auf. Keine Vision eines offenen Himmels wie bei den Märtyrern seit Stephanus, keine Lichterscheinung am Ende des dunklen Gangs wie in den Berichten der klinisch Toten. Zwei Tage später wurde er ins Wandsbek begraben, das Grab mit dem schlichten Eisenkreuz ist wie das von Rebecca noch heute neben der Christuskirche zu besichtigen (s. auch H.-J.Benedict, Matthias Claudius. Warum der Dichter den Mond besang und das Leben lobte, Berlin 2014)



## 2. „wenn sie dereinst zusammen erwachen“ - Goethes Unsterblichkeitshoffnung

Goethe, der alle Begegnungen mit dem Tod scheute, dem Sterben seiner Frau und dem Begräbnis seines Freundes, des Großherzogs fernblieb, entwickelt am Ende seines Lebens eine Unsterblichkeitshoffnung, die sich in der ungeheuerlichen Aussage gegenüber Eckermann am 4. Februar 1829 verdichtet: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.“ Hinter dem Zwang zu unermüdlicher Produktivität stand nicht zuletzt tiefe Todesangst. Zur Zeit des *West-Östlichen Diwan* ging Goethe noch heiter-spielerischer mit dem Gedanken des Fortlebens um. Er denkt natürlich auch über das Jenseits des Paradieses nach. Was erwartet uns dort? Gesetzt den Fall, wir glauben an das Paradies, denn es ist immerhin eine schöner Gedanke, wie wird unser Zustand im Paradiese sein? Eine schwierige Frage, nicht von spitzfindigen Theologen zu beantworten, die sich Gedanken darüber gemacht haben, wie viel Engel auf einer Nadelspitze sitzen können sondern nur von einem Dichter. In *Höheres und Höchstes* lässt Goethe vernehmen, dass „der Mensch mit sich zufrieden / gern sein Ich gerettet sähe, so da droben wie hienieden.“ Am besten, er würde unmittelbar ins Paradies transponiert, würde die Beigaben des Irdischen - Blumen, hübsche Kinder gerne dabei haben und wohl auch deutsch dort sprechen. „Und so möchte ich alle Freunde/Jung und alt versammeln /gar zu gern in deutscher Sprache/Paradiesesworte stammeln.“ Aber wie steht es mit Worten und Blicken, mit Ton und Klang im himmlischen Paradies? Wir wissen es nicht, aber der Dichter denkt sich eine Überwindung irdischer Menschlichkeit in dem herrlich-originellen Gedanken, dass die bisherigen fünf Sinne ersetzt werden durch einen Sinn, der unmittelbarer zum Göttlichen führt - den Gottessinn. „Ist somit dem Fünf der Sinne/Vorgesehn im Paradiese,/sicher ist es, ich gewinne/einen Sinn für alle diese.“ Mit diesem einen Sinn dringt er in ein Stufenreich von Liebe und Licht ein, es ist Rückkehr in den göttlichen Mittelpunkt, der in die Welt sich ausströmte, Goethische Weltanschauung wie am Schluß von *Faust II*, nur viel kürzer. „Ungehemmt mit heißem Triebe/Läßt sich da kein Ende finden/Bis im Anschauen ewger Liebe/wir verschweben, wir verschwinden.“ (Hamburger Ausgabe Bd. 3,116f) Ach wie schön, wenn es so wäre!

Und das gilt auch für jenen Moment des gemeinsamen Erwachens in der anderen Welt, wie er in jenem erhabenen Schlusssatz der *Wahlverwandtschaften* aufleuchtet, der für Ottilie und Eduard, die tragisch im Leben Scheiternden, diese Hoffnung festhält: „So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und Welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“(Goethe, Hamburger Ausgabe Bd.6, 490) Diese wunderbar ausgedrückte Hoffnung hat bekanntlich bei Thomas Mann ein Resonanz gefunden, auf die ich später zu sprechen komme.



Goethes Sterben war nicht leicht. Er erkrankte am 14. März 1832 an einer fiebrigen Erkältung. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich stetig. Am 17. März diktiert er einen letzten Brief an Wilhelm von Humboldt, der ihn gefragt hatte, warum er den *Faust II* nicht zur Veröffentlichung freigeben wolle. Goethe antwortete, es würde ihm schon „unendliche Freude machen“, „diese sehr ernsten Scherze weitvertheilten Freunden auch bey Lebzeiten zu widmen, mitzuteilen und ihre Erwidernng zu vernehmen.“ Aber „der Tag sei wirklich so absurd und confus“ und eine solche Handlung würde „schlecht belohnt“. Deswegen habe er „nichts angelegentlicher zu thun als dasjenige was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern, und meine Eigenthümlichkeiten zu cohibieren.“ Und das heißt wohl, daß er „einer den Tod überdauernden Metamorphose entgegenlebe.“ ( A.Schöne Der Briefschreiber Goethe, München 2015,390) Vermutlich erlitt Goethe am 20. März einen Herzinfarkt. Der Hausarzt Carl Vogel vermerkte in seinem Bericht: „Fürchterliche Angst und Unruhe trieben den seit langem nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten Greis mit jagen-der Hast ins Bett. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste Todesangst aus.“ Dann eine leichte Besserung, die Reinschrift des Briefes an Wilhelm von Humboldt kann er noch unterzeichnen, spricht von dem Wunsch tätig zu werden, von Versuchen zu Farbphä-nomen, die letzten Worte sind unzuverlässig überliefert. Goethe stirbt am 22. März 1832 um halb Zwölf.

### 3. „Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich.“ – Fontanes Todes-Realismus im *Stechlin*

Hat der alte Dubslav in Fontanes Roman *Der Stechlin* eine Jenseitshoffnung? Als der Roman 1897 zunächst in der Zeitschrift *Über Land und Meer* erscheint, ist Fontane achtund-siebzig. Ein erstaunliches Alterswerk. In einem Briefentwurf charakterisiert er seinen Roman, der wenig Handlung hat, so: „Zum Schluß stirbt ein Alter und zwei Junge heiraten sich, das ist so ziemlich alles, was auf 500 Seiten geschieht ... Einerseits auf einem altmärkischen Gut, andererseits in einem neumodischen gräflichen Haus (Berlin) treffen sich verschiedene Personen und sprechen da Gott und die Welt durch. Alles Plauderei, Dialog, in dem sich die Charaktere geben, mit und in ihnen die Geschichte...“. Ja, alles Plauderei, aber von welcher Höhe und Qualität, von der wir oft zu selbstgewissen Christen einiges lernen können. Da ist Dubslavs Selbstironie, „hinter alles ein Fragezeichen zu setzen.“ „Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig“, heißt es einmal. Diese wiederholte humoristische Ein-schränkung des Gesagten durch Dubslav und andere Figuren ist nicht Relativismus oder „nihilistischer Skeptizismus“(Lukacs), sondern ein Beleg für Offenheit gegenüber fremden Meinungen, Zeichen einer „tiefen, so recht aus dem Herzen kommenden Humanität.“ Und dann die Figur des Pastors Lorenzen, des Erziehers des jungen Woldemar von Stechlin, mit seinem christlichen Sozialismus (a la Stöcker), seinen „Ritte(n) ins Bebeltsche“, die der alte Fontane erstaunlich positiv zeichnet – im Unterschied zu dem eher satirisch vorgeführten Superintendenten Koseleger. Doch zurück zu Dubslav: Sein See, der Stechlin, auf den er



stolz ist, steht in einer „halbrätselfhaften Beziehung zu der großen Weltbewegung“: er reagiert auf Vulkanausbrüche oder Erdbeben von Island bis Java mit dem Aufsteigen eines Wasserstrahls. Auf diese Weise erinnert er an den großen „Zusammenhang der Dinge“, an den sonst zu erinnern die Aufgabe der Theologen, in diesem Fall die Lorenzens ist. Der See ist sozusagen das Natursymbol dieses Zusammenhangs. Und da sagt die Gräfin Melusine einmal den bemerkenswerten Satz (der mich an einen ähnlichen von Dorothee Sölle erinnert- nicht meine Weiterexistenz ist wichtig, aber die Gottes): „Es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe der Stechlin.“

Dubslav ist noch gar nicht so alt, 67, aber das ist das Alter, heißt es, in dem die Stechlins sterben. Und nun wird er krank, es ist nicht zu übersehen, geschwollene Füße und Beine, die Hydropsie. „Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so zwischen Hydropsie und Wassersucht die Wahl habe, bin ich immer für Hydropsie. Wassersucht hat so was kolossal Anschauliches.“ Doktor Sponholz verschreibt Fingerhut, Digitalis-Tropfen: etwas besser wird es auch, aber es nimmt Dubslav den Appetit. Und dann muss der Doktor wegen einer Kur seiner Frau 6 Wochen Urlaub nehmen. Seinen Vertreter, den jungen Doktor Moscheles aus Berlin, mag er nicht. Und in seiner Not, denn das mit den geschwollenen Beinen wird nicht besser, lässt er nach einer Befragung Engelkes die Kräuterhexe des Orts, die alte Buschen kommen, die gibt ihm zwei Tütchen, die weiße mit Bärlapp, die blaue mit Katzenpfötchen. „Versteh, versteh“, lächelte Dubslav, und dann sprach er wie zu sich selbst: „Nu ja, nu ja, das kann schon helfen. Dazwischen liegt eigentlich die ganze Weltgeschichte. Mit Bärlapp zum Einstreuen fängt die süße Gewohnheit des Daseins an und mit Katzenpfötchen hört es auf. So verläuft es. Katzenpfötchen ... die gelben Blumen, draus sie die letzten Kränze machen ... na, wir wollen sehn.“ Aber es wird nicht besser, die Kräfte nehmen ab, es kommt zum Sterben. Er spricht zu sich: „Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er Tod heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht doch den sittlichen Menschen und hebt ihn.“ Er hing dem noch so nach und freute sich, alle Furcht überwunden zu haben. Aber dann kamen doch wieder Anfälle von Angst: „Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang.“ Der Tod kommt schließlich still und schmerzlos. Pastor Lorenzen hält eine kurze und ergreifend-schöne Beerdigungsansprache. „Alles, was einst unser Herr und Heiland gepredigt und gerühmt, und an das er die Segensverheißung geknüpft – all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können: ein Mann und ein Kind.“ Siegfried Lenz kommentierte diese Predigt dahingehend, dass „die Erscheinung des kindlichen Greises, sanft in Goldschnitt gefasst, eine Wunschvorstellung des Theologen ist.“ (S. Lenz, Die Darstellung des Alters in der Literatur in: ders, Über den Schmerz, München 2000, S.85) Und er verweist auf Becketts Molloy, „der dem kläglichen Ende des Daseins nachspürend, zu einem anderen Ergebnis (kommt): er findet nicht das übersonnente kindliche Wesen, sondern den kindischen Alten, der sich selbst un-





bekannt geworden ist.“ Ein Protokoll des Verfalls, das protestlos hingenommen wird. Nun ja, Dubslav starb mit 67. Die Verfallserscheinungen, Krankheiten und chronischen Schmerzen, die unser zehn bis zwanzig Jahre längeres Leben begleiten, sind der Preis für diese dank der modernen Medizin möglich gewordene längere Lebensdauer. Man muss sie, so es einigermassen und mit nicht zu großen Schmerzen geht, heiter ertragen.

Bei Fontane findet sich dann doch eine leicht sentimentale Wiedersehenshoffnung in *Effi Briest*. Nach der Entdeckung ihres Ehebruchs und nach der Scheidung ist Effi krank in das elterliche Wohnhaus zurückgekehrt und versucht sich zu erholen. Sie macht mit ihrem Konfirmator, Pastor Niemeyer, einen Spaziergang. Und kommt an die Schaukel ihrer Mädchenzeit, springt drauf und fliegt durch die Luft. Sie erinnert sich an den Schaukelflug früherer Zeiten und ruft aus: „Ach, wie schön war es, und wie mir die Luft wohltat; mir war als flög ich in den Himmel. Ob ich wohl hinein komme? sagen Sie mir’s alter Freund, sie müssen es wissen. Bitte, bitte.“ Niemeyer nahm ihren Kopf in seine alten Hände und gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte. „Ja, Effi, du wirst.“ Effi stirbt kurz darauf, weil sie sich beim nächtlichen in den Sternenhimmel Blicken (anders als Claudius Sternseherin) erkältet und eine tödliche Lungenentzündung zugezogen hat (ein verdeckter Selbstmord). Aber was ist mit Niemeyers Trost „Ja, Effi, du wirst in den Himmel kommen.“? Das heißt nichts anderes als: Du wirst bei Gott sein, an den du jetzt schon glaubst. Mehr können wir nicht sagen, aber auch nicht weniger. Und die Kunst kann es schöner sagen als wir Pastoren, und deswegen dürfen, sollen wir sie zitieren, die großen, berührenden, gnadenhafte Momente der Literatur, des Films, der Oper, jener unverdienten Geschenke an eine Menschheit, die wohl nie so werden wird, wie jene Kunst es verspricht. Wir leihen uns ihre Stimme, ihre Töne, ihre Bilder.

#### 4. „Es gibt ein Wiedersehen“ – Thomas Manns Jenseitshoffnung

In der Schlusszene des langen Familienromans *Die Buddenbrooks* sind nur noch die Damen Buddenbrook versammelt; dabei ist die ehemalige Lehrerin Sesemi Weichbrodt. Man spricht über Hannos Sterben. Gibt es Hoffnung angesichts des Todes? „Wo sind sie alle hin“, klagt Tony. „Man sieht sie nicht mehr. Ach, es ist so hart und traurig.“ „Es gibt ein Wiedersehen“, sagt Friederike Buddenbrook. Tony antwortet: „Ja, so sagt man. Ach, es gibt Stunden, Friederike, wo es kein Trost ist, Gott strafe mich, wo man irre wird an der Gerechtigkeit, der Güte ... an allem. Das Leben, wisst ihr, zerbricht so manches in uns, es lässt so manchen Glauben zuschanden werden. Wenn es so wäre.“ Da stellt sich die alte Lehrerin auf, reckt den Hals, pocht auf die Tischplatte: „Es ist so! sagte sie mit ihrer ganzen Kraft und blickte alle herausfordernd an. Sie stand da, eine Siegerin in dem guten Streite, den sie während ihres ganzen Lebens gegen die Lehrerinnenvernunft geführt hatte, bucklig, winzig und bebend vor Überzeugung, eine kleine strafende, begeisterte Prophetin.“ Eine herrliche Jenseits-Stelle, ganz unironisch geschrieben von einem Dreißigjährigen. Im Schutz der Dichtung konnte Thomas Mann manches sagen, was „außerhalb ihrer der aufgeklärte Diskurs verbie-



tet“ (H. Kurzke, Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk, München 2000, 595). „Im Licht und in der Leichtigkeit sehen wir uns beide wieder“, sagt Joseph zu Mont-kaw. Auch Thomas Mann will im Jenseits die einst Geliebten, Männer wie Frauen, wieder sehen, aber ohne die Erdschwere, die sonst alles Glück mit Peinlichem vermischt. Wer wünschte das nicht!

Die Schlußszene von *Lotte in Weimar* thematisiert es. Charlotte war im Theater, es gab Körners Trauerspiel *Rosamunde*, Goethe lässt sie in seiner Kutsche abholen, in der er überraschend selber sitzt. Das Gespräch, das nun folgt, ist ein kunstvoll komponiertes Geflecht aus Goethe-Zitaten und ihrer Mann'schen Anverwandlung, ein Gespräch über Lebensschuld, „die Opfer deiner Größe“, sagt Charlotte, die Goethes Bekanntschaft bei den Menschen, die mit ihm zu tun hatten, verursachte. „Ach, es ist wundervoll ein Opfer zu bringen, jedoch ein bittres Los, Opfer zu sein.“ Goethe nimmt den Gedanken auf, erinnert an das Bild von der Mücke und der tödlich lockenden Flamme (Selige Sehnsucht), an die brennende Kerze, die sich opfert, und die er doch selber sei. „Ich zuerst und zuletzt bin ein Opfer, und bin der, der es bringt.“ Alles sei ein Spiel der Verwandlungen, alles sei Gefühl. Und wenn die Sühne kommt, „die Stunde gräßlicher Schmerzen voll (...), die das Sterben sind, wenn auch noch nicht der Tod. Tod, letzter Flug in die Flamme, - im All-Einen, wie sollte auch er denn nicht nur Wandlung sein? In meinem ruhenden Herzen, teure Bilder, mögt ihr ruhen – und welch freundlicher Augenblick wird es sein, wenn wir dereinst wieder zusammen erwachen.“(Stockholmer Ausgabe,404) Man könnte dies Zitat aus den Wahlverwandtschaften grammatikalisch auch nur auf die Bilder beziehen, die dereinst mit ihm zusammen erwachen. Aber gemeint sind wohl Goethe und die Menschen, die er geliebt hat. Dies gemeinsame Erwachen erhoffte Thomas Mann auch für sich und die Lieben seiner Familie, die sich schon reichlich selbst dezimiert hatte.(In Heinz Pleschinskis Roman *Königsallee* ,München 2013, wird dieser Schluss von *Lotte in Weimar* noch einmal kunstvoll in der Begegnung mit Klaus Heuser, der einstigen Liebe aus Sylt, variiert).

Doch das wirkliche Sterben, wie war es? In dem Essay *Goethe und Tolstoi* hatte Thomas Mann beschrieben, wie wohl am besten zu sterben sei - wie Goethe im Lehnstuhl. „Die Natur überlistete ihn liebevoll. Er hatte gelitten, er drückte sich bequem in die Ecke seines Sessels, um zu ruhen, zu schlummern, und war hinüber.“ Ganz so gnädig hielt es das Schicksal mit Thomas Mann nicht. Die tödliche Krankheit ereilte ihn während des Urlaubs im holländischen Nordwijk, mit einer Thrombose im linken Bein. Was er im Tagebuch selbst als Rheuma diagnostizierte, hat man ihm dann auf Anordnung Katias als Venenentzündung dargestellt. Liegend wurde er nach Zürich geflogen. Die behandelnden Ärzte im Kantonshospital kündigten eine sechswöchige Behandlungsdauer an. Thomas Mann bemühte sich daran zu glauben, doch „das tiefere Wissen registrierte das völlig Unvertraute, aus dem Rahmen aller bisherigen Erkrankungen fallende des Zustands“ (Kurzke). Sein letzter Tagebuch-Eintrag datiert vom 29.7.1955, 14 Tage vor seinem Tod: „So ist denn der schöne Aufenthalt in Nordwijk in dieses Krankheitsabenteuer ausgegangen, die Venenentzündung, zweifellos als eine ver-



spätete Reaktion auf die Anstrengungen und Aufregungen im Mai und Juni zu betrachten. Die Nächte anfangs sehr schwierig. Abenteuer der Bettschüssel nie erprobt. Oft große Niedergeschlagenheit ... Lese Einsteins Mozart. - Lasse mir's im Unklaren, wie lang dies Dasein währen wird. Langsam wird es sich lichten. Soll heute etwas im Stuhl sitzen. - Verdauungs-sorgen und Plagen“ (Tagebücher X, 360 f.).

Der Tod kam für die Ärzte überraschend. Die Behandlung der Thrombose war erfolgreich gewesen, dem Patienten schien es besser zu gehen, als am Morgen des 12. August plötzlich ein schwerer Kollaps einsetzt, für den die Heilkunst keine Erklärung hatte (wie sich später herausstellte, Riss der unteren Bauchschiesslagader). Am gleichen Abend um 20 Uhr starb Thomas Mann, im Beisein von Katia. Sein Gesichtsausdruck wechselte im Übergang. „Es war sein Musikgesicht“, berichtet Erika, „das er nun meiner Mutter zuwandte, das Gesicht dessen, der auf eine zugleich versunkene und tief aufmerksame Art dem Vertrautesten und Liebsten nachhorcht“ (E. Mann, *Mein Vater, der Zauberer*, 453). Ein sanfter Tod also, wie es ihm ein Horoskop vom Jahr 1926 verheißen hatte.

### 5. „Der Trost der Knochen“ - Philip Roths agnostischer *Jedermann*

Ein postmoderner Bruder von Ernest Hemingways altem Fischer in *Der alte Mann und das Meer*, der nicht aufgibt, ist der Everyman, der *Jedermann* Philip Roths. Das Besondere dieser Romanhandlung ist, dass bei dem Helden Roths der Einbruch lebensgefährlicher Erkrankungen zunimmt. Sieben Operationen in 7 Jahren. Es ist diese Kontingenz, die Jedermann zu einem modernen kardiologischen Hiob macht. Er sinnt darüber nach, warum es gerade ihm passiert und nicht seinem älteren Bruder Howard, der vor Gesundheit strotzt. Er entwickelt Neidgefühle gegenüber dem Wohlbefinden Howards. Er hat aber keine Instanz mehr, an die er sich wenden kann. Religion war eine Lüge. „Mit Hokusfokus über Tod und Gott und obsoleten Himmelsphantasien hatte er nichts zu schaffen. Hiob kann mit seinem Gott ins Gericht gehen, immer wieder fragen, warum es ihm, dem Gerechten, geschieht. Er kann sogar Gott gegen Gott anrufen. Jedermann kann es nicht mehr; Gott, das Wort des Anrufs, ist ihm abhanden gekommen. Auch plagt ihn das Schuldbewusstsein wegen seiner drei gescheiterten Ehen. Er ist auch kein Gerechter. Von der jüdischen Religion hält er nichts mehr und auf eine andere ist er nicht gestoßen. Aber er denkt intensiv über den Sinn des Lebens nach, über den Tod und die Sterblichkeit. Die sieben Operationen, der Tod und Verfall von Freunden bringen ihn ins Nachdenken. Er denkt an den Jungen, der er einmal war, der mit den Wellen kämpfte und von Kraft strotzte. An den erfolgreichen Mann der Werbebranche. „Ein Gefühl des Andersseins hatte ihn ergriffen (...) mein Gott, dachte er, der Mann, der ich einmal war. Das Leben ‚das um mich war! Die Kraft, die ich besessen habe.“ Er trifft harte Urteile. „Das Alter ist ein Massaker.“ Der Tod ist ungerecht. Nach Kübler-Ross wäre das in der Phase des Protests anzusiedeln. Er kann sich nicht aussöhnen mit seiner Sterblichkeit. Aber schließlich kommt er doch dahin.



Auf dem Friedhof, am Grab der Eltern denkt er nach: „Das Fleisch schmilzt dahin, aber die Knochen bleiben. Die Knochen waren der einzige Trost für einen, der nicht an ein Leben nach dem Tode glaubte und ohne jeden Zweifel wusste, dass Gott eine Erfindung war und dieses eine Leben das einzige, das er haben würde.“ Diese Botschaft der Knochen enthält jedoch einen jüdischen Glaubensrest, die verwegene Hoffnung der Vision von Ezechiel 37, dass sich diese wieder mit Fleisch und Sehnen umgeben, lebendig werden und gehen – die erste Auferstehungsvision. Der säkularisierte jüdische Jedermann weiß das nicht mehr. Er schaut den Totengräbern zu und freut sich über ihre solide Arbeit. Bei der nächsten OP stirbt er, nur mit dem „Troste der Knochen“, aber immerhin.

Bei der Trauerfeier für den verstorbenen Freund Siegfried Lenz im Oktober 2014 im Hamburger Michel spricht Helmut Schmidt, im Rollstuhl sitzend, einige Abschiedsworte. Vor dem in seiner leuchtenden Positivität fast kitschigen Altarbild des Auferstandenen teilt er der lauschenden Prominenz aus Politik, Gesellschaft und Kultur lakonisch mit, dass Siggi und er an keine Fortsetzung des Lebens nach dem Tode geglaubt hätten. Das ist in der guten religiösen Stube Hamburgs gesagt ein starkes Wort und wird im Bericht des *Hamburger Abendblatt* nicht erwähnt.

#### **6. „Aber wer macht, dass sie sterben muß? Der liebe Gott?“ Kindertheologie in Michael Kleebergs Roman *Vaterjahre* (München 2014)**

Was ist ein guter Vater? Der Roman *Vaterjahre* beginnt mit einer ungewöhnlichen Liebeszene – im Ehebett betrachtet ein Vater seine schlafende kleine Tochter und preist ihre Schönheit mit einer erotischen Begeisterung, die seine Frau eifersüchtig machen könnte. Das Kind als Schöpfungsgedicht. Die Geschichte handelt von Karlmann Renn, Charly genannt, Volkswirt, aus guter Hamburger Familie, in zweiter Ehe verheiratet mit der Ärztin Heike, zweifacher Vater. Er hat einen neuen Job gefunden, bewohnt mit seiner Familie ein Haus am Rand Hamburgs und bewährt sich in seiner mit Kautschuk handelnden Firma in der Krise von Nine Eleven. Der Roman erzählt von den Familien Charlys und der seiner Frau Heike (deren DDR-Familie er extrem abschätzig beschreibt), von Ängsten, Freunden, Konkurrenz, Auf- und Abstieg. Und vom Sterben des geliebten Hundes Bella; es ist eine Sterbeszene, die einem nahe geht. Der Hund, ein Golden Retriever, wird im Kreise der Familie eingeschläfert. Und wir erleben mit, wie diese Kreatur, nach der Schöpfungserzählung der Genesis am selben Tag erschaffen wie die Menschen, hinübergeht, begleitet vom Streicheln und von den Worten der Kinder und der Erwachsenen, die noch einmal seine Geschichte erzählen. Zu Beginn steht ein großes Gespräch mit der sechsjährigen Tochter Luisa über das Sterben des Hundes (21ff., 75f.). Als Eltern müssen wir (trotz Säkularisierung) unseren Kindern über die letzten Fragen Auskunft geben - übers Sterben, den Sinn des Lebens, das Unrecht in der Welt. Wir geben uns Mühe, oft scheitern wir damit. Wir weichen aus. Sehr genau ist in *Vaterjahre* die Insistenz geschildert, die Kinder entwickeln, wenn es um die Frage des Ster-



bens geht, einfühlsam ist die Hilflosigkeit der Erwachsenen bei ihren Antwortversuchen erfasst. „Papa, muss Bella wirklich sterben? Papa, was ist Sterben? Kann ich auch einfach so sterben?“ Karlmann antwortet so gut er kann. „Wenn man stirbt, schläft man ein und wacht an einem andern Ort wieder auf. Im Himmel? Beim lieben Gott? Ja.“ Und dann noch mal die Frage nach dem Hund: „Es ist doch nicht sicher, dass sie stirbt.“ „Doch, sie muss sterben. Wir lassen Bella einschläfern, weil sie große Schmerzen hat.“ „Und wenn ich für sie bete?“ „Das wird nichts schaden. Aber ich glaube nicht, dass es sie davor bewahren wird, zu sterben.“ „Aber wer macht, dass sie sterben muß? Der liebe Gott?“ Hier schweigt Karlmann. Und seine Tochter: „Dann ist das ein Scheißgott, kein lieber Gott.“ Es folgt eine Ermahnung wegen des Scheiß-Worts. Die Befragung aber ist noch nicht zu Ende. „Müssen wir alle sterben? Weiß Bella, dass sie sterben muss?“ Nein. Aber warum müssen wir es wissen? „Weil wir Menschen sind, mein Herz.“ Charly schlägt sich wacker. Auch ein in der Kinder-Theologie (so heißt das in der Praktischen Theologie) beschlagener Wissenschaftler könnte dieses Gespräch nicht viel anders oder besser führen. Wir geben als Theologen Antworten, die nicht zufrieden stellen können. Die kindliche Logik bleibt auf der Realebene, symbolische Erklärungen sind ihr noch nicht zugänglich. Luisa, schon fast eingeschlafen, fragt noch: „Papa, aber was genau ist denn Sterben? Tut es weh?“ Karlmann versucht es mit dem Bild einer Wasser-Rutsche. „Du rutschst und rutschst (...) und dann kommst du unten mit einem Platsch ins Licht raus.“ Doch Luisa bleibt misstrauisch. (75f.) Karlmann verdrückt sich mit der Auskunft, er müsse jetzt Nachrichten sehen. „Väter, Verräter.“

Der Roman endet, wie angedeutet, mit der berührenden Sterbeszene des Hundes im Kreise der Familie. Danach geht Charly mit Luisa in den Garten, um Bella zu begraben. „Ist doch ein schöner Platz hier bei dem Kirschbaum, findest du nicht?, fragte Charly.“ Luisa nickt, stellt dann die erwartete Frage, wo Bella jetzt sei. „Nicht da drin, so viel steht fest. Nicht das jedenfalls, was wir ihre Seele nennen.“(496f.) „Es ist so ungerecht, sagte Luisa.“ Und Charly antwortet: „Ja, es ist wahnsinnig ungerecht. Aber gerade weil es so ungerecht ist, dass man schreien möchte, muss es einen Ort geben, an dem Gerechtigkeit herrscht. An dem alles ausgeglichen wird.“ Als er seine Tochter fragt, ob sie das verstehe, schüttelt sie den Kopf. „Ich auch nicht, sagte Charly. Und jetzt lauf rein, ich mach das hier noch fertig.“(497) Welch ein kluger Vater und Laientheologe. Und wieder einmal bewahrheitet sich der Satz Martin Walsers, dass die Dichter etwas so schön sagen, wie es nicht ist. Und deswegen möchte ich in Abwandlung des ungeheuer hoffnungsvollen Schlusssatzes aus den *Wahlverwandtschaften* schließen: „Da ruht nun Bella in Frieden. Leuchtende Kirschblütenzweige schweben zu ihren Häupten. Und wie schön wird es erst sein, wenn sie dereinst wieder erwacht und, um mit dir zu spielen, Luisa, ins Haus gelaufen kommt.“



## 7. Mit Witz gegen den Tod protestieren- Amos Oz Großvater

Amos Oz erzählt in seinem autobiographischen Roman *Eine Geschichte von Liebe und Finsternis* (Frankfurt 2004) herrliche Geschichten von seinen Großeltern. Ich finde die genaue Stelle in dem dicken Roman nicht mehr, aber ich glaube, es war der Großvater Alexander, der im vorgerückten Alter immer noch erotische Abenteuer einging. Traf er eine gut-erhaltene Witwe und kam mit ihr in näheren Kontakt, so verschwand er mit ihr für eine Woche in ein Hotel in der Negev-Wüste, ohne seinen Kindern etwas zu sagen, die sich dann große Sorgen machten. Einmal nahm der Großvater den zwanzigjährigen Enkel beiseite und wollte ihn sexuell aufklären. Ein anderes Mal sprach er mit ihm übers Sterben. Hör zu, Amos, sagte er, wenn junge Leute sterben, das ist nicht so schlimm. Sie sind noch nicht so eingeübt ins Leben. Aber wir Alten, hörst du, wir haben unsere ein Leben lang erworbenen Eigenheiten und Gewohnheiten. Wir haben uns an sie gewöhnt. Zum Beispiel, dass ich zum Frühstück einen sauren Hering esse. Und nun sollen wir diese Gewohnheiten auf einmal wegen des Todes aufgeben, das ist doch nicht in Ordnung. Das ist gemein. Das finde ich auch. Sehr schön auch, was der Philosoph Professor Schmucl Hugo Bergmann, bei dem Oz studierte, über die Unsterblichkeit der Seele bzw. über die Möglichkeit des Weiterlebens nach dem Tode sagte. „Da kein Mensch weiß, ob es jenseits des Todes etwas gibt oder ob es nichts gibt, läßt sich aus dieser totalen Unkenntnis der Schluß ziehen, daß die Wahrscheinlichkeit, daß es dort etwas gibt, haargenau so groß ist wie die Wahrscheinlichkeit, daß es dort nichts gibt. Fünfzig Prozent fürs Vergehen und fünfzig Prozent fürs Weiterbestehen. Für einen Juden wie mich, einen Juden aus Mitteleuropa und aus der Generation der nationalsozialistischen Shoah, ist das als statistische Überlebenschance gar nicht so schlecht.“(607) Amos Oz fügt hinzu: Auch Gershom Scholem, Freund und Rivale Bergmanns, war in jenen Jahren gequält von der Frage des Lebens nach dem Tod. An dem Morgen, an dem im Radio sein Ableben bekannt gegeben wurde, schrieb ich: „Und jetzt weiß er es.“

## 8. „Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.“ Marie Luise Kaschnitz' Auferstehungspoesie

Vielleicht hilft in dieser Verlegenheit nur die „*Poesie als Sprache des Glaubens*“ (U.Suhr) Marie Luise Kaschnitz hat einige Gedichte zum Thema geschrieben, die in christlichen Kreisen gerne zitiert werden. Das bekannteste versucht, eine präsentische Auferstehungserfahrung in Worte zu fassen und beginnt so: „Manchmal stehen wir auf/Stehen zur Auferstehung auf/Mitten am Tage/Mit unsrem lebendigen Haar/Mit unserer atmenden Haut.“ Keine Fata Morgana von Palmen umgibt uns, keine Aufhebung der Zeit, die Weckuhren ticken weiter. „Und dennoch leicht/Und dennoch unverwundbar/Geordnet in geheimnisvolle Ordnung/Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.“ Auferstehung als Geheimnis, dem man sich nur in Bildern nähern kann. (M.L.Kaschnitz, Gedichte; Frankfurt 1990, 18)



In einem anderen Gedicht bekennt die Kaschnitz, dass sie an ein Leben nach dem Tode glaubt. Sie macht diesen Glauben fest nicht an den traditionellen Hoffnungsbildern, sondern an der Liebe: „Nur Liebe frei gewordene/niemals aufgezehrt/mich überflutend.“ Es ist das Du des Geliebten, als ebenso sinnlicher wie unvergänglicher Hauch über der eigenen Existenz „und deine Hand wieder in meiner/so lagen wir, lasest du vor/Schließ ich ein/wachte auf/Schließ ein/wache auf/Deine Stimme empfängt mich/Entläßt mich und immer /so fort.“ Es ist die Seligkeitserfahrung der Liebenden mitten im Leben, die den Anspruch auf eine Fortexistenz nach dem Tode nicht garantiert, aber sie wach hält. Wie das Entschlafen und Erwachen in Gegenwart des Geliebten denkt sie sich das Leben nach dem Tode. „Mehr also, fragen die Frager/Erwarten sie nicht nach dem Tode? Und ich antworte/Weniger nicht“.

Es ist darin noch ein Abglanz jener vertrauensvollen christlichen Haltung der zur alten Frau gewordenen Bergmannsbraut in Hebels *Unverhofftes Wiedersehen*, die dem äußerlich jung gebliebenen Toten nachruft: „Schlafe nun wohl. Noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitsbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun, und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Mal auch nicht behalten.“

Schließlich nimmt die Kaschnitz sich in dem Gedicht *Jenseits* ähnlich wie Goethe die dichterische Freiheit einer Jenseitsfantasie, fragt, wie die Engel aussehen werden („wie Krähen?“), ob man ein Du bekommt, eine „glockenreine Stimme“ („es heißt doch, es würde gesungen“), fragt, ob es „Kontrollpunkte“ gibt, will auf keinen Fall nur Bischöfe sehen, fragt, ob „Knochengerüste sich umarmen“, wo das auferstandene Fleisch blüht. Die Dichterin umspielt das vorhandene Material des Credo und der Volksmythen, spricht von „Geisterschlacht“ und „Seelenflug“, mischt das „fremdgoldene Zion“ mit dem „leichenstarrten Geleitzug“ Charons im „wächsernen Einbaum“, fragt besorgt nach dem „gerichtet werden“, nach den „Fürbittern“ und endet dann hoffnungsvoll (mit Origenes?): „Niemand wird ausgespieen/Niemand zur Rechten (...) Aus uns wird das Schweigen gemacht/Bedenket die Gnade:/Das Schweigen“(Kaschnitz, Gedichte 88ff). Aus angsterzeugender Droh-Dogmatik wird durch die kunstvolle Aleatorik der Poesie hoffnungsvolles Spiel, das uns beim Übergang vielleicht begleiten kann und falls es denn den „glücklichen Augenblick“ des gemeinsamen Erwachens geben sollte - eine selige Überraschung bereitet.